

Nr. 75 Dezember 2017

www.hastuzeit.de

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitschrift



Liebe Leserinnen und Leser,

die **Glühwein-Saison** hat längst begonnen, die Weihnachtsmärkte verzeichnen regen Zulauf, und die Temperaturen sind teilweise so eisig, dass man kalte Abende am besten auf der Couch liegend neben der aufgedrehten Heizung verbringen sollte. Was käme da gelegener, als die druckfrische 75. Ausgabe der *hastuzeit* zum Schmöckern in den Händen zu halten? Glücklicherweise ist unser neues Heft wieder voller spannender Artikel, von denen wir an dieser Stelle nur auf einige wenige hinweisen können. So hat sich unsere langjährige Autorin Johanna auf Seite 20 dieses Mal einer mysteriös-geheimen Thematik gewidmet: den Freimaurern und ihren Logen in Halle. Unsere ASQlerin Diana hat sich etwas näher damit beschäftigt,

wie der Alltag Studierender mit Kind aussehen kann und welche Probleme dabei zu Tage treten (S. 14). Eine spannende Rezension zu einem kürzlich erschienen Buch über das Darknet (S. 40) verdanken wir Dominik, der in diesem Semester ebenfalls seine ASQ bei der *hastuzeit* macht. Den Beginn einer neuen Serie in der *hastuzeit* markiert Jonas' Interview mit Emanuel Stuve, der für die Librale Hochschulgruppe im neuen Stura sitzt und in dieser Ausgabe die Gelegenheit bekommt, sich und seine Ansichten näher vorzustellen (S. 12).

Viel Freude beim Durchstöbern des neuen Heftes, ein schönes Weihnachtsfest sowie einen guten Start in das neue Jahr wünscht Euch

die Redaktion der *hastuzeit*

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Paul Thiemicke (verantwortlich), Alexander Kullick

Redaktion: Gregor Borkowski, Konrad Dieterich, Paula Götze, Anne Jüngling, Katja Elena Karras, Sophie Ritter

Freie Mitarbeit: Lea Albert, Karoline Bartmann, Hannah Bramekamp, Pauline Bier, Caroline Büning, Helena Heimbürge, Fiona Hruschka, Jonas Leonhardt, Lisa-Marie Müller, Jost Plate, Esna Schirle, Johanna Sommer, Dominik Weiß, Diana Wetterling, Jonas Zeller

Layout: Gregor Borkowski, Konrad Dieterich, Anne Jüngling, Katja Elena Karras, Dominik Weiß, Jonas Zeller

Titelbild: Katja Elena Karras

Lektorat: Gregor Borkowski, Hannah Bramekamp, Caroline Büning, Silvia Claus, Konrad Dieterich, Paula Götze, Helena Heimbürge, Anne Jüngling, Katja Elena Karras, Alexander Kullick, Jonas Leonhardt, Lisa-Marie Müller, Jost Plate, Sophie Ritter, Esna Schirle, Johanna Sommer, Paul Thiemicke, Diana Wetterling, Jonas Zeller

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der Martin-Luther-Universität, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Redaktionsschluss: 22.11.2017

Druck: Druckerei H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle
Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück
hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwährende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 19.00 Uhr im Stura-Gebäude statt, außer in der vorlesungsfreien Zeit (Anschrift siehe oben) und sind öffentlich.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1.5.2013.

Einige entsprechend gekennzeichnete Fotos stehen unter einer Creative-Commons-Lizenz. Erläuterungen und Vertragstexte zu den Lizzenzen unter <http://creativecommons.org/licenses/>

Inhaltsverzeichnis



StuRa aktuell – Die Seiten des Studierendenrats der MLU4



hastuUni

Nächste Station: Eigener Boss – Impressionen von der Gründerwoche8

Die Gesichter des Stura – Im Gespräch mit Emanuel Stuve von der LHG.....12

Eltern mit Zweitjob Student – Wie familienfreundlich ist die MLU?.....14



hastuInteresse

Neue Nachbarn – Streitthema: Identitäre Bewegung16

Hammer, Winkel und Schwert – Hinter den Kulissen der Freimaurer20

Das Rote Elend – Gedenkstätte und Gefängnis Roter Ochse.....24

Es hat sich ausgekickert – Bald wird das La Bim geschlossen.....28

Hallische Köpfe – Kardinal Albrecht30

hastuPause

Daheeme ist, wo das Sterni auf dich wartet – Leipziger Pendlerstudenten ...34

LGBT-Aktivismus in Halle – Konferenz des BBZ lebensart36

Kasperle war gestern – Hamlet im Puppentheater38

Jenseits von Google – Rezension »Darknet – Waffen, Drogen, Whistleblower« 40

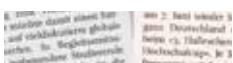
Zukunft oder Fiktion? – Überwachungstechnologie in »The Circle«.....43

Liebe, Lust und Leidenschaft – Christian Heß, Theaterautor und -regisseur 46

Das Wort zum Wort – Ist Reisen heute noch ein Abenteuer?48

Alles eine Frage der Zeit ... – Eine Umfrage50

Pinnwand – Vermischte Meldungen und Termine.....54





StuRa aktuell

Für den Inhalt ist der Studierendenrat der Martin-Luther-Universität verantwortlich.

Serviceleistungen

Technikleihe (Musikanlage,

Beamer, ...)

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung

Kinderinsel

Gutschein für Verbraucherzentrale: www.stura.uni-halle.de/service/verbraucherzentrale/

Öffnungszeiten

Mo 13.00 bis 18.00 Uhr

Di 13.00 bis 18.00 Uhr

Do 13.00 bis 18.00 Uhr

Feste Termine

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung jeden Donnerstag von 14.00 bis 16.00 Uhr (in der vorlesungsfreien Zeit meist jeden 2. Donnerstag)

Anmeldung unter www.stura.uni-halle.de/service

Studierendenrat
MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle
Tel. 0345 552 14 11
Fax. 0345 552 70 86
stura@uni-halle.de
www.stura.uni-halle.de
www.facebook.com/sturahalle

Information in English

www.facebook.com/sturahallereferatinternationales



Der 28. Studierendenrat der MLU tritt sein Amt an

Seit Montag, dem 16. Oktober 2017, ist der neue StuRa im Amt. Ab sofort übernehmen Alexander Binding und Lukas Wanke den Vorsitz des Gremiums. Melissa Andes ist als Finanzerin wiedergewählt und bleibt uns erhalten. Unterstützt wird sie in ihrer Arbeit durch Lisa Marie Lenz. Als sitzungsleitende Sprecher*innen wurden Kai Krause und Imke Maaß gewählt. Wilhelm Dargel und Caroline Banasiewicz werden auch in dieser Legislatur die Posten der Sozialsprecher*innen besetzen. Die Verbindung und Koordination der Fachschaftsräte wird in diesem

Jahr Marius Hartmann als Sprecher für Fachschaftskoordination übernehmen.

Wir gratulieren allen Sprecher*innen und Mandatsträger*innen zur Wahl und wünschen viel Erfolg in der kommenden Legislatur. Die vollständige Liste aller Mitglieder findet Ihr unter: <https://www.stura.uni-halle.de/mitglieder/>

Wir bedanken uns ganz herzlich bei allen Mitgliedern der letzten Legislaturperiode für euer Engagement und ein tolles Jahr!

Foto: Martin Lohmann

Ausschreibung Marketing Hochschulwahl 2018/2019 – 750 € Preisgeld

Für die kommende Hochschulwahl am 16.05.2018 und die darauffolgende Wahl in 2019 suchen wir ein neues Konzept, mit dem wir die Studis zuverlässig zur Wahlurne bekommen.

Deswegen brauchen wir Deine Ideen. Dabei sind Deiner Fantasie keine Grenzen gesetzt – Hauptsache die Botschaft stimmt: Hochschulwahl ist wichtig und jede Stimme zählt.



Für die kommenden beiden Hochschulwahlen suchen wir ein komplettes Marketingkonzept. Dazu gehören auf jeden Fall:

- Plakate in mehreren Ausführungen
- Flyer, die Aufmerksamkeit schaffen
- Banner für unsere Social-Media-Auftritte



Darüber hinaus sollen Deiner Vorstellungskraft natürlich keine Grenzen gesetzt werden. Möglich wären also auch lustige Videos, Ideen für Veranstaltungen, Radiospots, Social-Media-Aktionen, Give-Aways und und und ...

Selbstverständlich soll Deine Arbeit auch entsprechend entlohnt werden: Das Gewinnerkonzept bekommt von uns satte



750 € Preisgeld. Also ran an den Computer, das Zeichenbrett und den Block!

Wenn Du mitmachen willst, schick uns Deine Idee per Mail an oeffentlichkeitsarbeit@stura.uni-halle.de bis zum 16. Februar 2018.

Wir freuen uns auf Deine Bewerbung!

Allgemeine Infos findest Du auch unter www.hochschulwahl.info. Für zusätzliche Fragen steht Dir unser Öffentlichkeitsreferent Martin Lohmann gern zur Verfügung.

Hier einige Hochschulwahlkampagnen aus den vergangenen Jahren



Gegen die Prüfungsunfähigkeitsbescheinigung – auch auf Landesebene!

Im Zuge der Novelle des Landeshochschulgesetzes erarbeiten wir als Studierendenrat gerade einige Punkte, für die wir uns einsetzen werden, worüber wir an dieser Stelle informieren werden.

Auch wenn wir weiterhin denken, dass die Abschaffung der sogenannten »Prüfungsunfähigkeitsbescheinigung«, über deren Probleme (bürokratisch, gegen Datenschutz, autoritär) wir hier (<http://tinyurl.com/y7r66m74>) schon berichtet haben, vor allem Aufgabe der Universität und ihrer einzelnen Fakultäten ist, denken wir doch, dass man eine Einschränkung dieser Praxis auch ins Landeshochschulgesetz aufnehmen sollte. Denn die Rechte der Studierenden darauf, sich

ohne Aufgabe ihrer Privatsphäre krank melden zu können, und auf ein gewisses Vertrauen seitens der Universität sollten landesweit gesichert werden.

Ein Vorbild dafür liefert das Landeshochschulgesetz (LHG) in Nordrhein-Westfalen, welches unter § 63 Prüfungen bestimmt, dass eine ärztliche Bescheinigung ausreicht und es Sache der Hochschulen ist, Zweifel an dem normalen Nachweis zu äußern und begründet (!) eine neue Untersuchung durch Vertrauensärzt*innen zu verlangen. Ein weiterer Vorteil dabei ist, dass die Universität Halle bzw. die entsprechenden Fakultäten ihr Misstrauen dann auch bezahlen müssten, denn das LHG stellt

darüber hinaus fest, dass die Hochschule die verlangte zusätzliche Bescheinigung nur »auf ihre Kosten« verlangen darf.

Wir gehen davon aus, dass mit dieser Umkehr der Begründungspflicht kaum noch von diesem Problem zu reden sein wird, auch wenn wir uns natürlich weiterhin für eine komplette und umfassende Abschaffung solcher qualifizierter Atteste einsetzen. Allerdings wird wohl allein die Tatsache, dass man die Pflicht seine echte, ausreichende und genehmigte Krankheit nachweisen zu müssen, nicht mehr auf Studierende und ihre Ärzt*innen abwälzen kann, die Attraktivität dieses Instruments massiv verringern.



Neue Vorlesungsreihe des Arbeitskreises Alternatives Vorlesungsverzeichnis

Unser Arbeitskreis ALV – Alternatives Vorlesungsverzeichnis möchte Euch auch in diesem Semester Themen näher bringen, die vielleicht nicht unbedingt in unserem Uni-Alltag Platz finden.

Dazu gibt es auch in diesem Semester wieder spannende Vorlesungen zu den unterschiedlichsten Themen, wie »Arbeit macht frei? Von Luther bis Hitler: Deutscher Arbeitswahn und

Judenhaß« oder »Geschlossene Gesellschaft. Abwehr, Anpassung und Alltagsbewusstsein in der ostdeutschen Provinz«.

Das komplette Programm des ALVs im Wintersemester 17/18 könnt Ihr als PDF (<http://tinyurl.com/y8t2xrhk>) noch einmal in Ruhe nachlesen.

Außerdem könnt ihr auch eine Druckversion bei uns im StuRa bekommen.

**Alternatives
Vorlesungsverzeichnis**

des Studierendenrates
der Universität Halle
Wintersemester 2017 / 18

Referate für Innere und Äußere Hochschul- und Bildungspolitik neu besetzt

Seit November informieren uns zwei neue Gesichter über die aktuellen Ereignisse in der Hochschul- und Bildungspolitik. Jonas Gerlach wird sich zukünftig um alle Belange der Inneren und Martin Zeiler um die der Äußeren kümmern. Wir freuen uns auf die gemeinsame Zusammenarbeit

und schauen gespannt auf das neue hochschulpolitische Jahr. Wir danken Lukas Wanke (Innere Hochschulpolitik) und Dörte Jacobi (Äußere Hochschulpolitik) für ihre Arbeit in den letzten Jahren und wünschen den beiden alles erdenklich Gute für die Zukunft.

Besucherrekord zur offiziellen Erstsemesterparty 2017



Wir freuen uns sehr, dass Euch unser neues Konzept zur Erstsemesterparty so gut gefallen hat. In diesem Jahr durften wir 3500 Gäste in vier verschiedenen Clubs (Turm, Drushba, Bauernclub, Charles Bronson) begrüßen – so viele wie noch nie zuvor. Mit tollen Live-Bands, guten DJs und witzigen Trinkspielen konnten wir unsere neuen »Hallunken« gebührend in Empfang nehmen.

Wir hoffen, Ihr hattet mindestens genauso viel Spaß wie wir und dass wir mit Euch im nächsten Jahr wieder zusammen feiern können.



Zu guter Letzt

Das Jahr neigt sich dem Ende zu, und so möchten wir Euch an dieser Stelle eine ruhige und besinnliche Weihnachts- und Adventszeit wünschen. Lasst den Unistress hinter Euch und rutscht gut ins neue Jahr 2017.



Bei uns gibt's immer was zu tun

Layouten, Fotografieren, Schreiben ...
Auf unserer Dauerbaustelle können wir
immer helfende Hände gebrauchen. Dein
Lieblings-Mitmachmedium trifft sich immer
mittwochs zu Redaktionssitzungen, und
zwar um 19.00 Uhr im Sturagebäude.

Noch Fragen?

redaktion@hastuzeit.de

Wir freuen uns auf Dich!



Nächste Station: Eigener Boss

Der Traum eines eigenen Unternehmens, sei es ein kleiner Laden oder ein Imperium, wächst und gedeiht in einigen Köpfen jeden Tag mehr. Der Wunsch, einmal sein eigener Chef zu sein, ist jedoch nicht immer einfach umzusetzen. Aber keine Sorge, es gibt Hilfe. Die hastuzeit hat sich für euch bei der »Gründerwoche« umgesehen und sprach außerdem mit Dagmar Kleemann, einer erfolgreichen Gründerin.

Wer in Halle beispielsweise ein Unternehmen gründen möchte, kann hier viele Angebote und Anlaufstellen finden, die einem behilflich sind. Auch die Uni hat eine eigene Abteilung, die sich auf das Thema »Gründer« spezialisiert hat: der MLU Gründerservice berät die Selbständigen oder die noch Werdenden mit Hochschul-Hintergrund. Die Gründerberater helfen den Ratssuchenden durch den gesamten Prozess der Gründung, sei es bei der Verifizierung der Idee, bei der Ausarbeitung von Geschäftsmodellen, beim Schreiben von Business- und Finanzplänen oder bei der Fördermittelberatung. Das Angebot ist kostenlos.

Der Gründerservice arrangiert verschiedene Gelegenheiten, um sich Interessierten vorzustellen. So zum Beispiel beim Tag der offenen Tür an der MLU, im Rahmen der Gründernachtsschicht, bei der Selbständige von 18 bis 24 Uhr mit Unterstützung an ihren eigenen Ideen arbeiten können, sowie bei verschiedenen Themenworkshops oder auch Universitätsveranstaltungen.

Eine dieser Gelegenheiten fand in der Woche vom 13. bis zum 17. November statt. Der Gründerservice der MLU veranstaltete die »Gründerwoche« im Rahmen einer deutschlandweiten Kampagne, bei der in verschiedensten Workshops und Vorträgen Wichtiges und Interessantes rund um das Thema nahegebracht wurde. Diese Veranstaltungswoche findet in Halle zweimal im Jahr statt, meist noch einmal im Frühjahr.

Diesmal erstreckte sich das Themenspektrum von Finanzierungsmöglichkeiten, über Tipps zum Thema Buchführung und Steuern, bis zu den

verschiedenen Rechtsformen. Das Referententeam hat sich dabei sowohl aus Mitarbeitern des Gründerservice als auch aus externen Experten zusammengesetzt, die ihr Wissen gern und bereitwillig an die Workshopteilnehmer und Zuhörer weitergaben. Auch eine Veranstaltung der bereits anerkannten Reihe »Gründerservice Dialog« fand im Wochenprogramm seinen Platz. Hier wird den Interessierten Raum gegeben, mit erfolgreichen Unternehmern in Austausch zu treten, Fragen zu stellen und Ideen zu diskutieren.

»Beim Gründerbier«

Eine weitere etablierte Veranstaltung fand bereits zu Beginn der Woche statt. Am Ende des ersten Tages lud der Gründerservice zum Gründertreff ein. Dieses Event brachte sowohl bereits langjährige und neue Selbständige als auch Themeninteressierte zu einer gemütlichen und kontaktfreudigen Runde zusammen. Das Treffen schafft Möglichkeiten, Erfahrungen auszutauschen, Anderen seine Idee vorzustellen und Kontakte zu knüpfen.

So versammelte man sich am Montagabend im Objekt 5. Die Veranstaltung wurde mit einer Präsentation von Johannes Ranscht eingeläutet. Nachdem er sein Studium an der MLU abgeschlossen hatte, fasste er den Entschluss, sein eigener Boss zu werden und ein Unternehmen zu gründen. Im Moment ist er Geschäftsführer von Seedmatch GmbH, einer der erfolgreichsten Plattformen, wenn es um das Thema Crowdfunding in Deutschland geht. Er sprach daher über diese Finanzierungsmöglichkeit, sowie über das Thema Success Stories, da diese Geschichten, wie er findet, in der Öffentlichkeit viel zu kurz kommen.

Nach dem Vortrag war es dann an der Zeit, das heitere Netzwerken in einer entspannten Atmosphäre zu eröffnen.

Treffen wie diese werden von den Gründern gern genutzt. Man wird durch den Austausch mit anderen und vielleicht schon erfahreneren Unternehmern sehr motiviert. Für einige der Anwesenden war schon immer klar, dass sie einmal etwas Eigenes auf die Beine stellen werden. Sei es, weil sie aus einer Unternehmerfamilie stammen oder weil sie sich nicht vorstellen könnten, als Angestellte zu arbeiten. Natürlich gibt es auch noch andere Motive, eine Gründung ins Auge zu fassen. Zum Beispiel, weil der Job, in dem man gerne arbeiten möchte, noch gar nicht existiert. Dann wird er kurzerhand einfach selbst geschaffen. Doch der Prozess der Gründung kann sehr

viel Zeit in Anspruch nehmen. Zum Beispiel das Stellen diverser Anträge oder die Ausarbeitung von Businessplänen. Generell stoßen einige Neugründer am Anfang auf Hürden, die ihnen nicht in den Sinn gekommen sind, frei nach dem Motto: »Gründen, das kann doch gar nicht so schwer sein«. Doch dann sitzt man vor dem ersten Antrags- oder Steuerformular und spürt die Wand der Erkenntnis wachsen, dass das alles nicht so einfach ist. Aber selbst wenn man strauchelt und es nicht so klappt, wie in der Vorstellung ausgemalt, gibt es nichts zu verlieren. »Die Erfahrungen, die man beim Gründen macht, sind Gold wert«, so Johannes Ranscht.

»Wenn mir keiner einen Arbeitsplatz gibt,
dann schaffe ich mir einen eigenen.«

Eine, die den Sprung in das Unternehmertum erfolgreich geschafft hat und dieses Jahr ihr fünfjähriges Firmenjubiläum feiern konnte, ist Dagmar Kleemann, das Herz und der Kopf hinter »Kleemann-ttc«. Als sie 2005 ihr Geographiestudium an der Universität Halle antrat, konnte sie sich noch nicht vorstellen, einmal eine selbständige Personaltrainerin sowie Individualcoach zu werden, obwohl sie aus einer Unternehmerfamilie stammt. Mittlerweile sagt sie: »Meine Firma ist schon ein Stück weit mein Leben.« Doch es war nicht das Studium, welches sie zu der Idee ihres Unternehmens gebracht hat, zumindest nicht direkt. Neben dem Studium hat sich Kleemann im »AIESEC e.V.« engagiert. Bis heute ist sie dort noch im Alumni-Verband als Vorstandsmitglied tätig. Der Verein leitet auf internationaler Basis Projekte und Teams an und bildet seine Trainer für diese Aufgabe selbst aus. Eben eine solche Trainerausbildung und die Arbeit mit dem Verein haben Kleemann

auf die Idee gebracht, dass dies doch ein gutes eigenes Projekt sei. Sie wurde immer wieder angefragt, hat die Ideen und Strukturen aus ihrer Ausbildung weiterentwickelt und ist durch ganz Deutschland gereist, um mit Teams an deren inneren Strukturen zu arbeiten. Hinzu kam, dass sie nach dem Studium und nach acht Monaten des ununterbrochenen Schreibens von Bewerbungen keinen Job finden konnte. »Wenn mir keiner einen Arbeitsplatz gibt«, dachte sie sich, »dann schaffe ich mir einen eigenen.«

In dem knappen Jahr, vom Entschluss bis zur endgültigen Gründung im Oktober 2012, hat sie jeden Morgen am Aufbau ihres Unternehmens gearbeitet und jobbte nebenbei am Nachmittag als Servicekraft. Erst im späteren Verlauf des Gründungsprozesses hat Kleemann begonnen, sich nach Hilfe umzusehen. Bis dato hatte sie sich selber über alles informiert. Die Suche nach dem richtigen Ansprechpartner hat sich schwieriger gestaltet, als sie gedacht hatte. Letztendlich hat sie im Gründerservice und in Hoffmann & Partner, einem Existenzgründerinstitut mit Sitz in Halle, zwei helfende Hände



gefunden, die sie auf ihrem Weg unterstützten, sei es beim Korrekturlesen des selbst verfassten Businessplans oder bei der Vermittlung weiterer hilfreicher Partner.

Sie arbeitete zunächst nur von zuhause aus. Das hat natürlich neben den offensichtlichen Vorteilen auch einige Probleme mit sich gebracht. In den ersten Jahren fiel es ihr schwer, den privaten und geschäftlichen Teil zu trennen. Zunächst plante sie Treffen mit Freunden im Terminplaner ein, um überhaupt Zeit außerhalb der Arbeit mit ihnen verbringen zu können. Ein zusätzliches Büro hat da Abhilfe geschafft, ist aber auch aus einem anderen Grund ein wichtiger Schritt für sie gewesen. Ein Büro hat den Vorteil, dass dort mehr Platz zur Verfügung steht als in einem einfachen Arbeitszimmer. Diesen Platz braucht sie, um sich richtig ausbreiten und vor allem um mit Kunden auch vor Ort arbeiten zu können. Das Trennen von Geschäftlichem und Privatem fällt ihr trotzdem noch immer schwer, da viele ihrer Kunden mittlerweile zu ihren Freunden zählen, und so ist es schon vorgekommen, dass bei einer gemütlichen Tasse Kaffee unter Freunden auch mal Geschäftliches besprochen wurde.

Die Arbeit und das Vergnügen

Der Ausgleich zu ihrer Arbeit ist der Gründerin sehr wichtig. Neben ihrer Leidenschaft fürs Salsatanzen und Kochen hat sie einen großen Garten, den sie hingebungsvoll pflegt und bepflanzt. Wenn sie Seminare in ihrem Büro gibt, kann es schon mal sein, dass ihre Gäste die Verpflegung aus dem eigenen Garten der Gründerin bekommen. Daher versucht sie jeden Tag im Sommer ein paar Stunden dort zu verbringen.

Für sie als Frühaufsteherin beginnt der Tag mit Computerarbeit. Danach, gegen neun, kommt der übliche Morgenkaffee, nach welchem sie am Vormittag dann entweder im Garten arbeitet oder im Winter neue Programme für ihre Workshops plant. Am Nachmittag hat sie meistens die Trainingstermine, die aber auch ganztägig angelegt sein können.



Bis heute ist sie überrascht und glücklich, dem nachgehen zu können, wofür sie sich jahrelang ehrenamtlich im Verein engagierte, und damit jetzt ihr Geld zu verdienen. Für die Wissensvermittlung und das Trainieren brennt sie. Sie habe es sich aber nicht vorstellen können, dass es so toll sei, der eigene Chef zu sein. Vor allem gefalle ihr die freie Zeiteinteilung und die Möglichkeit sich die Kunden selber aussuchen zu können. Die Frage, ob sie irgendetwas bereue, beantwortete sie mit einem klaren Nein, denn mit allem, was man anfasse und ausprobiere, lerne man dazu.

Sie selbst lässt es sich auch nicht nehmen, neben ihren Workshops für Teambuilding auch Coachings zum Thema Existenzgründung anzubieten. Es sei ihr sehr wichtig, ihre Erfahrungen weiterzugeben und auch Firmen die Möglichkeit zu bieten, sich zu strukturieren und Stolpersteine schon im Vorfeld zu erkennen.

Als Tipp für diejenigen, die etwas Eigenes ins Leben rufen wollen oder mit dem Gedanken spielen, gibt sie den Ratschlag, so viele Fragen wie nur möglich zu stellen. Wer auf Ablehnung trifft und gesagt bekommt: »Das wird nichts« oder »Das kann man nicht machen«, der soll dranbleiben und weitermachen. Durchhaltevermögen und Hartnäckigkeit seien sehr wichtig, »man muss sich wirklich durch ganz viele Sachen durchwühlen, bis man zu seinem eigenen Ziel kommt.« Denn das Wichtigste sei dahinterzustehen, so die Gründerin. »Gründen, nie-mals aus Geldgründen, sondern nur aus Leidenschaft.«

Text und Fotos: Helena Heimbürge

Die Gesichter des Stura

Emanuel Stuve stammt aus Braunschweig, ist Mitglied bei der FDP sowie Ansprechpartner der Friedrich-Naumann-Stiftung in Halle. Außerdem studiert er im 3. Semester Jura und nahm am 30.10.2017 an seiner ersten Stura-Sitzung als eines von vier gewählten Mitgliedern der Liberalen Hochschulgruppe teil. Nach der ersten Sitzung haben wir ihn zum Gespräch eingeladen.



Wie hat es dich nach Halle verschlagen?

Zum einen, weil mich Berlin nicht genommen hat (*herzliches Lachen*) und weil das Juridicum meiner Meinung nach einer der bestausgestatteten in Deutschland ist, und man wohnt hier natürlich auch sehr günstig. Ich wohne hier in der Nähe der Uni, in anderen Städten müsste ich bestimmt eine Weile mit der Bahn zum Campus fahren.

Warum studierst du Jura?

Gute Frage. Ich glaube, die einfachste Antwort ist, dass ich gerne diskutiere, und das ist es auch, was mir an der Politik gefällt.

Ist das also der Grund, warum du dich in den Stura hast wählen lassen?

Das war auf jeden Fall eine Motivation, aber auch um die Qualität des Studiums für mich und alle Studenten insgesamt zu verbessern.

Wie konkret möchtest du die Qualität verbessern?

Die Absprache der Vertreter innerhalb der LHG ist noch nicht abgeschlossen, die größten Punkte sind aber Dinge, welche die Studenten im Alltag bemerken, vor allem die Mensa, Vorlesungsqualität, Internet in den Bibliotheken, aber auch Themen wie Chancengerechtigkeit unter den Studierenden.

Wie war denn deine erste Stura-Sitzung?

Man muss sich erst mal eingewöhnen, am Anfang war mir nicht ganz klar, wann über was abgestimmt wird oder dass, wenn man eine Abstimmung starten möchte, man einfach »FORMAL« reinbrüllen muss. Das war mir aus der Satzung nicht ersichtlich.

Bei vielen Abstimmungen warst du in der Minderheit, teilweise auch ganz alleine, und warum war das so?

Ich finde es zum einen komisch, dass ich da oft der Einzige war. Gerade wenn so viele verschiedene Hochschulgruppen existieren, müsste mehr Diskurs herrschen und dementsprechend auch Gegenstimmen entstehen. Ich habe das Gefühl, manche Leute wollen eigentlich dagegen stimmen, aber trauen sich nicht so richtig. Einige Anträge waren nicht wirklich begründet, da wurde gesagt, wir brauchen hier und da nochmal Geld, aber es wurde nicht genau gesagt,

warum. Ich war nicht gegen die Veranstaltungen an sich, es war mir aber nicht genügend begründet. Viele Anträge waren auch in Rechtschreibung und Grammatik so fehlerhaft, dass es peinlich wäre, so etwas zu veröffentlichen.

Findest du, der Stura hat zu viel Geld?

Je mehr Geld die Studenten persönlich zur Verfügung haben, desto besser ist die Qualität des Studiums. Wenn man sich den Haushalt vom letzten Jahr anschaut: 33 000 Euro (*von der Redaktion nachgetragen*) gehen für ehrenamtliche Arbeit drauf, für die Referatsleiter. Warum muss die ehrenamtliche Arbeit bezahlt werden? Für Sachausgaben Interna wurden auch 46 000 Euro (*von der Redaktion nachgetragen*) ausgegeben. Da denkt man, der Stura zieht Beiträge der Studenten ein, vor allem, um sich selbst zu verwalten.

Was denkst du über die Beschlüsse des Sturas, die einen Shitstorm erhalten haben, siehe Entenpatenschaft und Squatty Potty?

Dazu muss ich ein Randthema aufmachen: Der Stura hat ein Präsenz- und Öffentlichkeitsproblem, denn viele Studierende hatten mich gefragt, was ich denn da gemacht hätte, so einen Scheiß beschlossen habe, aber hatten gar nicht mitbekommen, dass ich noch gar nicht im Stura war, als das beschlossen wurde.

***Luther und Palandt**

Anfang 2016 debattierte der Stura der Martin-Luther-Universität über eine mögliche Umbenennung der Uni, weil der Reformator sich in mehreren Schriften mit derben Worten judefeindlich geäußert hat. Anfang 2017 verabschiedete der Stura eine kritische Stellungnahme zum Lutherjahr.

Otto Palandt ist Namensgeber eines der wichtigsten Handbücher der juristischen Praxis. Seine Rolle als Funktionär der NSDAP führte zu Kontroversen um die Umbenennung dieses Buches. Der herausgebende Beck-Verlag hat eine Namensänderung bisher ausgeschlossen.

Ich glaube, dass ganz viele Beschlüsse, die der Stura tätigt, gar nicht an die Öffentlichkeit kommen. Viele wissen auch gar nicht, wer im Stura sitzt.

Ich bin dagegen, solchen Quatsch zu machen, es untergräbt die Autorität des Studierendenrates. Es nimmt die Zeit von Dingen, über die wirklich diskutiert werden sollte.

Wie stehst du zur Martin-Luther-Namensänderung?*

Das ist eine Frage: Wie geht man mit Antisemitismus um? Die Juristen haben eine ähnliche Diskussion mit dem Palandt-Kommentar*. Auf der einen Seite kann man argumentieren: Wenn der Name geändert wird, ist die Geschichte ausgelöscht, und neue Studenten haben nicht die Möglichkeit, mit der Geschichte konfrontiert zu werden und diese kritisch zu beleuchten. Man könnte den Namen beibehalten und auf seinen antisemitischen Hintergrund hinweisen. Man könnte auch sagen, der Name einer Universität ist eine Art Ehrerbringung, welche diese Person nicht verdient hat. Dies sollte auf jeden Fall diskutiert und abgewägt werden.

Mal was anderes: Gefällt dir Christian Lindner?

Den Lindner mag ich nicht, das ist natürlich keine persönliche Sache, aber ich teile seine politische Auffassung nicht. Ich glaube nicht, dass der freie Markt und Privatisierung die Lösung ist. Das hat auch die letzte Finanzkrise gezeigt. Außerdem will er die junge Generation ansprechen, ist aber gegen Umweltschutz. Auch die Wichtigkeit von Startups ist mir unklar: Wenn Banken dieses Risiko nicht eingehen wollen, warum sollte das denn dann der Staat? Worüber ich mich auch immer aufrege, sind neuerdings die rechtspopulistischen Tendenzen, die ich bei Lindner sehe.

Warum bist du denn dann in der FDP?

Ich war mit 14 bei den Jungen Liberalen und bin mit 16 frühestmöglich in die FDP eingetreten. Ich hatte dann Kant gelesen, der den weltbürgerlichen Liberalismus vertritt, und dieser hatte mir gefallen. Habe das damals vielleicht auch als Berufsmöglichkeit gesehen. In der Schule hatten wir dann auch die verschiedenen Wirtschaftstheorien kennengelernt; ich war dem Liberalismus zugetan und bin dann der FDP beigetreten. Ich habe dann auch schnell gemerkt, dass es egal ist, in welcher Partei man sich engagiert, Hauptsache, man hat sich eingebracht. Vermutlich hätte ich genauso auch den Grünen beitreten können.

Möchtest du unseren Lesern noch etwas mitteilen?

Mir ist aufgefallen, dass im Stura Mitglieder mit vielen Amtsperioden dabei sind. Das bedeutet, dass der Stura in seinen demokratischen Prozessen eingeschlafen ist und die Konkurrenz für den Stura zu niedrig ist. Ich glaube auch nicht, dass wir reingekommen sind, weil wir die besten und geeignetsten sind, sondern weil sich zu wenige dafür interessieren.

Interview und Foto: Jonas Leonhardt

Eltern mit Zweitjob Student

Die Uni möchte »familienfreundliche Hochschule« sein. Wie das Leben als studierendes Elternteil an der MLU aussieht, kann unsere Autorin aus erster Hand berichten.

In den Köpfen mancher Nicht-Studierender geistert die Vorstellung herum, man habe als Hochschüler ein leichtes Leben und sehr viel Freizeit. Nun, für einige Kommilitonen mag das zutreffen, allerdings wird die Mehrheit widersprechen. Denn wer sein Studium ernst nimmt, hat sicher kein leichtes Leben.

Diese Ernsthaftigkeit verstärkt sich erst recht, wenn man während dieser Zeit ein Kind bekommt. Man will allen Erwartungen gerecht werden: zuallererst natürlich denen des Nachwuchses, dann denen der Uni, denen der Verwandtschaft und selbstverständlich seinen eigenen. Diese Ansprüche zu erfüllen ist nicht immer einfach.

Das betrifft die grundlegendsten Themen, wie zum Beispiel das Besuchen der Vorlesung. Es kann gut sein, dass die erste Vorlesung am Tag um zehn Uhr morgens beginnt. Der nicht elterliche Leser fragt sich nun vielleicht, was denn dabei bereits zu Schwierigkeiten führen kann. Wenn aber das Baby in der Nacht um drei nach Nahrung verlangt und dann um sechs oder sieben bereits wach ist und die gesamte Aufmerksamkeit beansprucht, ist an Ausschlafen nicht zu denken. Und das, nachdem am Tag zuvor bis spät abends noch der Vorlesungsstoff nachgearbeitet oder für eine Klausur gelernt wurde. Der Schlaf bleibt auf der Strecke, und die Akkus sind auch nicht richtig aufgeladen. Somit sind Müdigkeit und Konzentrationsschwierigkeiten in der Vorlesung vorprogrammiert. Aber für ein zahnloses Lächeln des Kindes wird das gern in Kauf genommen.

Platzmangel

Die Tatsache, dass es viel zu wenige Kitaplätze gibt und ewig auf deren Zu- oder Absage gewartet werden muss, kommt erschwerend hinzu. Dabei hat das Studentenwerk einen eigens für Hochschüler und Mitarbeiter der Universität eingerichteten Kindergarten. Aber selbst hier sind die Kapazitäten nicht ausreichend, um alle Anfragen positiv und zeitnah zu berücksichtigen – einige Studierende warteten vergebens auf eine Rückmeldung.

»Es gehen täglich zwischen 5–6 telefonische Anfragen [...] ein. Hinzu kommen täglich 1–2 schriftliche Anfragen«, so der Pressesprecher des Studentenwerks Thomas Faust. Dabei seien die Anfragen »fast ausschließlich für Kinder im Alter von 0–1 Jahr«, und Kinder studierender Eltern würden bevorzugt aufgenommen.

Der Slogan einer familienfreundlichen Universität ist somit nicht ganz umgesetzt. Das wird zu einem großen Problem, wollen beide Elternteile wieder studieren. Zwar existiert die Kurzzeitbetreuung »WeinbergKids«, aber diese ist kein adäquater Ersatz für einen Platz in einer Kindertagesstätte.

In dieser Notsituation greift oftmals das familiäre Umfeld, sofern am Wohnort vorhanden. Ist das nicht der Fall, ziehe man als alleinerziehende Studentin auch wieder zurück zu seinen Eltern und nehme einen zweistündigen Fahrtweg auf sich, meint Steffi (24). Die Verwandten würden dann oft zu Ersatzeltern, welche die Betreuung des Nachwuchses während Vorlesungs- und Lernzeiten übernehmen, sodass erst am Wochenende ausgiebig Zeit sei, sich mit seinem Kind zu beschäftigen.

Kinderfreundlich mit Hindernissen

Entgegen der Betreuungssituation ist die Resonanz der Dozenten auf studantische Eltern zum großen Teil positiv. Man kann sein Kind mit in die Vorlesung nehmen, sofern es vorher abgesprochen wurde, und kann Hausarbeiten oder Praktika verschieben, ohne ein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Des Weiteren ist es einem als (werdende) Mutter gestattet, auch im Urlaubsmester Leistungspunkte zu erbringen. Für Väter tritt diese Regelung jedoch nicht in Kraft. Vielleicht sollte hier, der Gleichberechtigung wegen, nachgebessert werden.

Als weiteren »semipositiven« Punkt der kinderfreundlichen Uni wären zwei Orte zu nennen, an denen sich Eltern mit ihren Kindern treffen und austauschen können, als da wären die »Kinderinsel« im Sturagebäude (Uniplatz 7) und der Aufenthaltsraum (mit separaten abgetrennten, abgeschlossenen Eltern-Kind-Raum) am Steintor-Campus (Adam-Kuckhoff-Str. 34 a).

Leider findet nur einmal wöchentlich (immer montags ab 15.00 Uhr) eine Krabbelgruppe in der »Kinderinsel« statt, und für den Eltern-Kind-Raum am Steintor-Campus wird ein Schlüssel benötigt, welcher gegen eine Kautionszahl von 40,00 Euro im Sekretariat des

Instituts für Anglistik/Amerikanistik und nach vorheriger Anmeldung beim Familienbüro der Martin-Luther-Universität ausgeliehen werden kann. Dieser muss am nächsten Tag zurückgegeben werden. Zusätzlich müssen folgende Dinge eingehalten werden:

1. Anerkennung der Nutzungsordnung durch Unterschrift
2. Angabe persönlicher Daten (Name, Vorname, Telefonnummer, E-Mail-Adresse, Matrikel-/Personalnummer)
3. Nachweise des Nutzungsbedarfs (Kopie Geburtsurkunde/Nachweis über chronische Krankheit, Behinderung)
4. Aktueller Nachweis des Angehörigenstatus (Immatrikulationsbescheinigung/Dienstausweis)

Finanzielle Unterstützung

Einige Stichpunkte zur Beantragung verschiedener Leistungen von Staat, privaten Organisationen und der Universität.

Verschiedene Hilfen können bereits vor der Geburt des Kindes beantragt werden, beim Jobcenter, auch und gerade für Studenten. Werdende Eltern sollten sich hier nicht abwimmeln lassen. Man hat einen Anspruch auf »Mehrbedarf für Schwangere« und »Erstausstattung für das Kind«, und das neben dem regulären BAföG. Des Weiteren kann bei einem öffentlichen Träger (Caritas, AWO etc.) ebenfalls eine zusätzliche Leistung zur »Erstausstattung für das Kind« beantragt werden.

Nun zu den Hilfen, welche nach der Geburt des neuen Familienmitglieds beansprucht werden können.

1. Kindergeld 192 € monatl. (wird ab Jan. 2018 um zwei Euro erhöht) / Familienkasse

2. Elterngeld / Elterngeldstelle
3. Begrüßungsgeld 100 Euro einmalig / Studentenwerk Halle
4. Kinderzuschlag auf das Bafög 130 € monatl. / Studentenwerk Halle
5. ALG II/Jobcenter (Für die Daheimgebliebenen. Sprich: für denjenigen, der Elternzeit/Urlaubssemester nimmt.) Dieses sollte übrigens rechtzeitig beantragt werden, sonst droht tatsächlich eine Strafgebühr in Höhe von 10,00 € (Stand Februar 2017)
6. Freitisch (ein Elternteil darf gratis speisen) und Kinderteller in allen Menschen
7. Unterstützung bei der Zahlung der Kitagebühren / Stadt Halle

Zusammenfassend sei gesagt, dass es einige gute Ansätze gibt, jedoch müssen diese den gegebenen Erfordernissen angepasst werden. Ohne die Unterstützung des familiären und freundschaftlichen Umfelds wird das Studium zur Utopie.

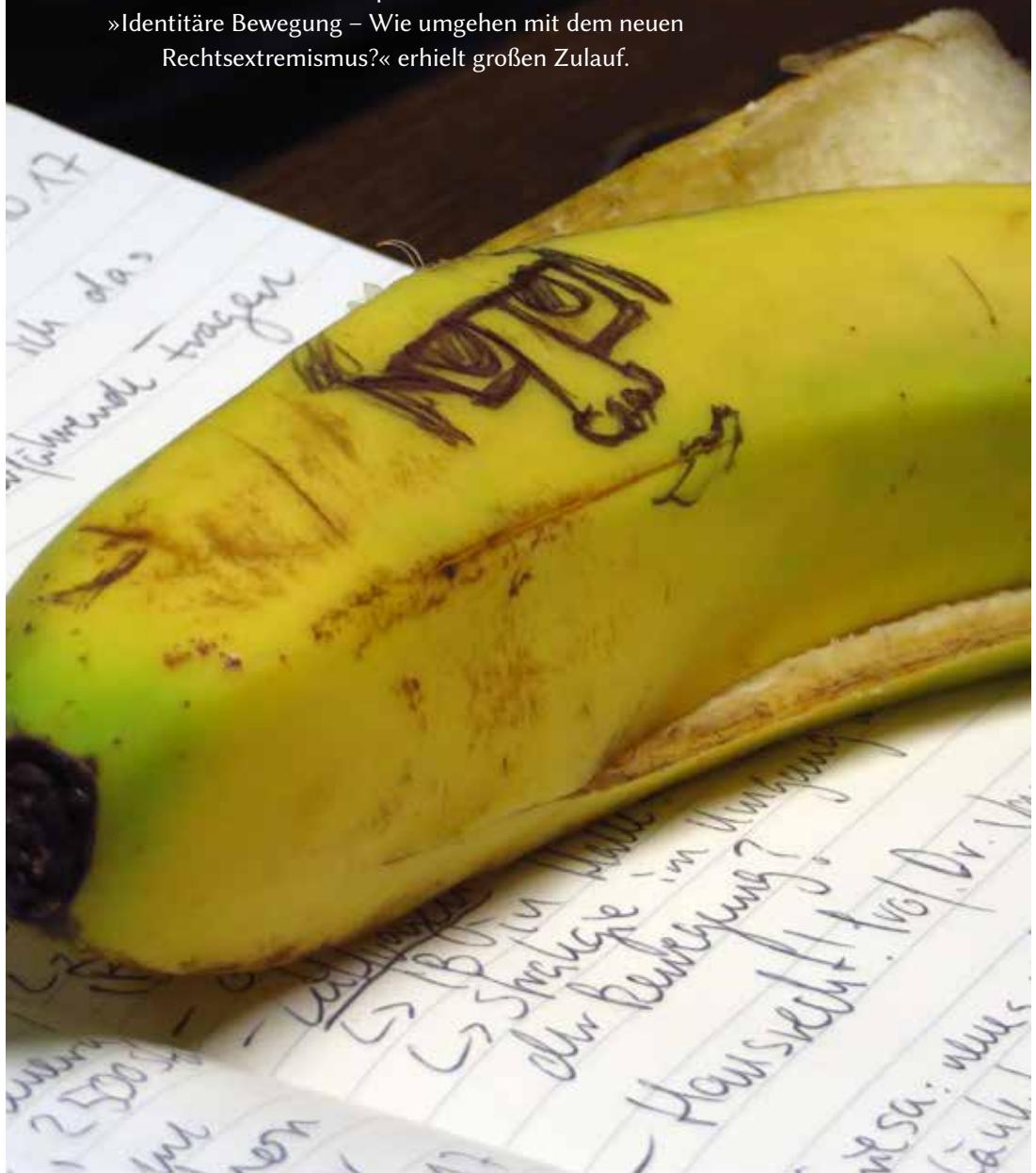
Text: Diana Wetterling

Foto Katja Elena Karras



Neue Nachbarn

Eine Infoveranstaltung über die neue Nachbarschaft? Eher ungewöhnlich. Nicht im Falle des »identitären Hausprojekts« neben dem Steintorcampus: die Podiumsdiskussion »Identitäre Bewegung – Wie umgehen mit dem neuen Rechtsextremismus?« erhielt großen Zulauf.



Acht Angriffe in drei Monaten und ein offener Brief der Anwohner mit über 120 Unterschriften gegen ihre Anwesenheit: das ist die Bilanz der »Kontrakultur Halle« seit dem Start ihres »identitären Hausprojekts«. Während der hallische Ableger der Identitären Bewegung fleißig auf sozialen Kanälen wie Facebook agiert, hat sich die MLU bisher eher sporadisch zu Wort gemeldet.

Wer allerdings langes Anstehen, Einlasskontrolle, eine Anmeldung im Vorfeld und die erneute Preisgabe persönlicher Daten wie Name und Adresse vor Ort hinnahm, der durfte am Mittwoch, den 18. Oktober um kurz nach 19 Uhr Prof. Dr. Johannes Varwick und seinen Gästen lauschen. Über 250 Besucher scheutens dies alles nicht, um Antworten auf die brennende Frage zu erhalten, wie man sich gegenüber den neuen Bewohnern der Adam-Kuckhoff-Straße 16 verhalten sollte – jenseits von Beschmutzungen der Fassade, gewalttätigen Angriffen auf die Identitären (und deren Autos) oder anderen rechtswidrigen Aktionen.

Varwick, Vorsitzender des Lehrbereichs »Internationale Beziehungen und europäische Politik«, wollte den »Neuen Rechten« nicht die Diskussionshoheit überlassen. Stattdessen ergriff er die Initiative und organisierte gemeinsam mit der Friedrich-Naumann-Stiftung eine Infoveranstaltung über die unerwünschten Anwohner. Denn Varwick zufolge hat die Uni ein Problem, wenn direkt am geisteswissenschaftlichen Campus ein Anlaufzentrum für die »Neue Rechte« entsteht – als »Staatsbürger in der Hochschulpolitik« sehe er sich in der Pflicht, den Diskurs aufzunehmen, nüchtern und offensiv zugleich.

Die zwei Leitfragen, die den Abend füllten, waren zum einen die thematische Verortung, worum es sich bei der Identitären Bewegung (kurz IB) handele. Zum anderen, und hier sollte die Einbeziehung des Publikums erfolgen, wie die Strategie im Umgang mit ihnen aussehen könnte.

Unterstützung erhielt Varwick hierbei von seinen Gästen, wie zum Beispiel dem Publizisten Christoph Giesa:

Dieser stellte gleich zu Beginn klar, dass man die IB ins rechte Spektrum einordnen müsse, wobei die Differenzierung zwischen Nazis und Rechtsextremen von großer Bedeutung sei; nicht jeder Rechtsextreme sei ein Nazi und umgekehrt. So habe es schon zu Zeiten der Weimarer Republik Angehörige des rechten Spektrums gegeben, die zwar keine Antisemiten waren, aber Parlamentarismus und Pluralismus ablehnten – erste Ähnlichkeiten zur IB offenbaren sich. Allerdings ist die Identitäre Bewegung als solche kein deutsches Phänomen und noch vergleichsweise jung: In Frankreich als Jugendsektion des »Bloc identitaire« Anfang des Jahrtausends unter dem Namen »Génération identitaire« gegründet, fand die aktionistische Gruppe alsbald Nachahmer in ganz Europa, insbesondere in Österreich und Deutschland. Hierzulande ging die Identitäre Gruppe aus der »Sarrazin-Bewegung« hervor, welche sich wiederum auf das umstrittene Buch »Deutschland schafft sich ab« von Thilo Sarrazin stützt.

Im weiteren Verlauf warnte Giesa vor der bei der IB durchaus nicht unüblichen Inszenierung als Opfer und der Stilisierung als bessere Bürger. Schaut man auf den diversen Social-Media-Kanälen der Bewegung vorbei, bestätigen sich seine Ausführungen: es fallen einem Bilder von wehenden Fahnen mit der Aufschrift »Wehr dich – Es ist dein Land« ins Auge. Penibel werden die Anschläge, die auf das »Patriotische Wohnprojekt« in der Adam-Kuckhoff-Straße verübt wurden, gepostet. Als die Polizei am 14. November zur Hausdurchsuchung anrückt, ist auf Facebook vonseiten der IB von »politischer Willkür« die Rede, das Hausprojekt und seine Bewohner sollen »eingeschüchtert« und kriminalisiert werden. In dem Post wird auch auf einen Vorfall in der Harzmensa im Juni hingewiesen, bei dem Mitglieder der IB anwesende Studenten beleidigten und bedrohten. Dass im Gepäck der Angreifer auch Pfefferspray, Quarhandschuhe und ein Einhandmesser gefunden wurde, wird verschwiegen, genauso wie das Vorstrafenregister einiger Mitglieder. Stattdessen werden, zum Beispiel anlässlich der »Ersti-Woche«, Beutel mit Aufdruck, Süßigkeiten und Stiften verteilt.

Zwar steht fest: Auch Identitäre werden durch linke Gewalt, welche genauso zu verurteilen ist wie rechte, oftmals zum Opfer. Allerdings kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, dass hinter der Fassade als »intellektuelle Speerspitze«, wie die IB-Mitglieder sich gerne selbst sehen, eine niedrige Hemmschwelle zur Gewaltbereitschaft lautet. Kommt diese zum Ausbruch, werden andere dafür verantwortlich gemacht.

»Greenpeace für Patrioten«?

Ist die IB also doch kein »Greenpeace für Patrioten«, wie sie sich laut Tom Mannewitz von der TU Chemnitz selbst beschreiben würden? Der Juniorprofessor für politikwissenschaftliche Forschungsmethoden ergänzte ein weiteres Merkmal: Härttere Vokabeln wie zum Beispiel »Volk« würden gegen weichere, positiv konnotierte Begriffe getauscht. So sei bei der IB häufig vom »Ethnopluralismus« die Rede. Was erst einmal nur entfernt an rechtsextreme Parolen erinnert, enthüllt auf der



Facebook-Seite von Kontrakultur Halle seine wahre Bedeutung. So stellen sich die Aktivisten »[...] gegen die Zerstörung von Völkern und Kulturen in der multi-ethnischen Gesellschaft; gegen die Selbstabschaffung durch Masseneinwanderung und Islamisierung [...]. Im Klartext: Ausländer sind kein Problem, solange sie im eigenen Land bleiben. Da in einer multikulturellen Gesellschaft allerdings fast jeder schon einmal Kontakt mit Ausländern hatte, sei es Giese zufolge schwer, eine breite Masse von der Mär des bösen Ausländers, der »unsere« Frauen vergewaltige und die Arbeitsplätze wegnehme, zu überzeugen. Stattdessen sei von »Remigration« die Rede: Man tue demjenigen doch einen Gefallen, wenn er wieder dahin zurückgehe, wo er herkommt. Mannewitz hält fest: Bei der IB handelt es sich nicht um klassische Neonazis. »Das macht es aber nicht leichter, sondern schwieriger aus Sicht der Demokratie.«

Dr. Hilmar Steffen vom Innenministerium Sachsen-Anhalt machte aufmerksam auf die Modernisierung des Rechtsextremismus dank des Internets: »Anschlussfähigkeit ist ihr Credo.« Diese Aussage wird nicht nur gestützt durch die bereits erwähnte Facebook-Seite. Wer sich auf Spurensuche begibt nach den »Neuen Rechten« in Halle, wird um einen Namen nicht herumkommen: Melanie Schmitz. Unter dem Namen »rebelianie« posiert die Studentin der Medien- und Kommunikationswissenschaften auf Instagram wahlweise mit Wein oder

Stinkefinger. Einer der am meisten gelikten Beiträge zeigt sie in Hotpants, wie sie von Polizisten abgeführt wird. Unter einem ihrer anderen zahlreichen Fotos kommentiert sie ein Graffiti folgendermaßen: »Ja man, Identitäre raus – auf die Straßen!« Dazwischen werden Haferflocken zum Frühstück, Fotos mit der Gitarre im Wald und Selfies im »Gaulands-wilde-verwegene-Jagd-Solidaritätskleid« serviert.

Aber nicht nur im Internet zeigt der »Widerstand« Präsenz: Mario Alexander Müller, wegen Gewalttaten mehrfach vorbestrafter Wortführer der Kontrakultur Halle, sah sich dazu berufen, mehr als kurz-knackige Instagram-Posts unter die Leute zu bringen. Wer dachte, Rechtsextreme könnten nicht mal lesen, der muss seine Vorurteile nun begraben: ein komplettes Buch hat Müller geschrieben, eine Art Lexikon für die Identitäre Bewegung. Auf der Website des Antaios-Verlags, geleitet von Götz

Kubitschek, seines Zeichens Leitfigur der »Neuen Rechten«, wird Müllers Buch mit folgenden Worten beworben: »[...] ein Muß für Aktivisten und für alle, die abseits der großen Heerstraße das geistige und identitäre Abenteuer suchen«. Wer also auf seinen geistigen Abenteuern schon immer mal wissen wollte, woran man »Schwuchteln« erkennt, dem sei nun verraten: Es ist das Haarspray (Seite 257). Neugierig geworden? Wenn der geneigte Leser zum »Identitären Paket« für 29 Euro greift, gibt es sogar den limitierten »Antaios«-Stoffbeutel gratis mitgeliefert.

Genug mit Produktplatzierung. Wer Mannewitz' Aussage, dass Ethnopluralismus auf eine globale Apartheid hinauslaufe, zustimmt, wird die Bestellung des »Identitären Pakets« wohl kaum für den geeigneten Umgang mit den neuen Nachbarn halten. Wie also soll dieser nun aussehen?

»Ich bin ja nur der Moderator« – zwischen Entsetzen und Belustigung

Reichlich unter Zeitdruck sah Varwick die Gelegenheit gekommen, »der Veranstaltung ihren Stempel aufzudrücken« – das überwiegend studentische Publikum durfte Fragen an die Redner stellen. Bei der Beantwortung der Frage, wie man also umgehen solle mit Komilitonen, die der IB angehören, oder als Dozent solcher Studierender, wurde allerdings vor allem eins klar: Die von Varwick eingeladenen Experten waren mit der Situation in Halle überfordert. Denn obwohl Giesa wiederholt betonte, dass die IB kein Gewaltpotential in sich trage, sondern eher durch medienwirksame Aktionen versuche, von sich reden zu machen, stellt die Kontrakultur Halle eine Besonderheit dar. Belege hierfür sind die Auseinandersetzung in der Harzmena und das mittlerweile (gegen Zahlung von 500 Euro) eingestellte Verfahren gegen IB-Mitglied Andreas K. wegen Körperverletzung und Nötigung. Besonders nett: Wenn Andreas, 24, nicht gerade am Franckeplatz linke Studierende gewaltsam aus der Bahn befördert, verteidigt er laut Facebook »Europas

Kultur und Lebensart«. In diesem Kontext entsteht schon fast ein leises Unbehagen, wenn man sieht, dass auf Facebook Kontrakultur Halle mit einem monatlichen Sporttag lockt, bei dem gemeinsam Kampfsport und Selbstverteidigung trainiert werden, »[...] um junge Deutsche zu motivieren, Körper und Geist zu stärken [...].«

Denn es bleibt die berechtigte Frage, ob es »die Generation, die sich wehrt!« (Facebook) nur bei Gegenwehr belässt. Wie schnell Gegenwehr in die Hose gehen kann, beweisen die jüngsten Vorfälle am Montag, dem 20. November: Nach einem Angriff auf das »Patriotische Hausprojekt« zogen zwei Aktivisten der IB in Volkspolizei-Aufmachung und mit Baseballschlägern bewaffnet los, um die Störenfriede zu stellen. Hierbei allerdings erwischten sie zwei Polizisten in Zivil, welche gleich mal zu spüren bekamen, was »Gegenwehr« bedeutet: eine Attacke mit Pfefferspray, die erst aufhörte, als die Beamten ihre Dienstwaffen zogen. Auf der Facebook-Seite bezog die IB bereits Stellung und bittet die Polizisten um Entschuldigung. Zur allgemeinen Entspannung trägt dieser Vorfall dennoch nicht bei – weder bei Polizisten noch bei unbehelligten Bürgern oder Aktivisten jedweder Couleur.

Varwick und seine Gäste wiesen indessen darauf hin, dass es an diesem Abend ja um die IB im Allgemeinen und nicht um die »Kontrakultur« im Besonderen gehen sollte. Bei der konkreten Forderung an Varwick, dass er in der Pflicht sei, bessere Antworten zu geben, lautete sein Kommentar: »Ich bin ja nur der Moderator.«

Wer also klare Tipps für den Umgang mit den »Neuen Rechten« hier in Halle erwartete, wurde enttäuscht. Giesa probierte es zumindest mit Ratschlägen für den allgemeinen Umgang mit den rechten Aktivisten und schlug vor, »Räume positiv zu füllen«. Dem schloss sich Mannewitz an: »Differenzierung



statt Dämonisierung« sei von Bedeutung, weiterhin könnte man zum Beispiel durch Demos und Banner den »Neuen Rechten« etwas Positives entgegenstellen. Beide, sowohl Giesa als auch Mannewitz, gaben als Rat mit auf den Weg, sich zu vernetzen und Verbündete zu suchen. Mutig bleiben und sich zu bilden, zu verstehen, sei wichtig, denn der Umgang mit den ungewollten Nachbarn werde wohl ein »Langstreckenlauf«. Steffen mahnte zuletzt, dass es wichtig sei, die Diskussion nicht zu scheuen, aber es notfalls geboten sei, sich an staatliche Institutionen zu wenden. Derweil brüllte es vor den wie zum Trotz weit geöffneten Fenstern.

Varwicks Dank an Polizei und Staatsschutz erhielt in diesem Augenblick noch einmal eine ganz andere Dimension.

Ernüchterndes Fazit des Abends: die staatlichen Institutionen scheinen selbst machtlos oder desinteressiert zu sein. Anders zumindest lässt sich nicht erklären, dass der IB in den letzten Jahren ein so rasanter Aufstieg gelungen ist. Die Frage, wie umgehen mit dem neuen Rechtsextremismus, wird wohl tatsächlich noch eine Weile sowohl den Staat als auch jeden einzelnen Bürger beschäftigen. Podiumsdiskussionen wie diese können dabei der erste Schritt in Richtung einer bunten und toleranten Gesellschaft des Mit- statt Gegeneinanders sein. Dabei sollte man folgende Wort von Mannewitz im Hinterkopf behalten: »Es ist wichtig, nicht die Leute zu bekämpfen, sondern die Ideen.«

Text und Foto: Sophie Ritter

Illustrationen: Gregor Borkowski

Hammer, Winkel und Schwert

Sekte, Kirche, magischer Zirkel, Geheimbund oder nichts davon? Über die Freimaurerei existieren viele Gerüchte und Verschwörungstheorien.

Die *hastuzeit* sprach mit Freimaurern über ihre Logen.

Jedes Jahr feiern die Freimaurer den 24. Juni als den Beginn der »modernen« Freimaurerei, denn an diesem Tag wurde in London im Jahre 1717 die erste Großloge gegründet. Auch Studierende in Halle interessierten sich für die Freimaurerei und gründeten beispielsweise 1765 die Loge »Zu den drei Degen«, die bis 1934 bestand. Zur Zeit des Nationalsozialismus wurde die Freimaurerei jedoch verboten, Freimaurer wurden verfolgt, da sie laut der NS-Ideologie die Weltherrschaft an sich reißen wollten, und auch während der DDR blieb die Freimaurerei verboten. In den Logenhäusern wurde viel zerstört oder im Inneren umgebaut. Ein Beispiel dafür ist das ehemalige Logenhaus »Zu den drei Degen«, wo heute die Leopoldina, die nationale Akademie der Wissenschaften, residiert.

Heute gibt es immer noch Verschwörungstheorien: Freimaurer kontrollieren angeblich die Regierung der Vereinigten Staaten, da schon die Gründungsväter Freimaurer waren. Auf dem Dollar ist das »All sehende Auge« abgebildet, also beherrschen die Freimaurer den Dollar und somit die ganze Welt. Um den Verschwörungen zu begegnen, haben Freimaurer die Seite <http://freimaurer-wiki.de/> ins Leben gerufen, und für Youtube hat sich ein Freimaurer interviewen lassen und Fragen über das Logenleben, die Rituale und Geheimnisse beantwortet. Die vier Filme finden sich unter: »Zu Gast bei den Freimaurern«.

Derzeit leben in Deutschland etwa 15 000 Freimaurer. Der Dachverband »Die Vereinigten Großlogen von Deutschland«

vertritt fünf Großlogen, in die sich circa 500 Johannislogen einordnen, mit Johannes dem Täufer aus der Bibel als Namenspatron, welchen auch die alten Logen in Schottland verwendeten, um ihre Arbeit zu bezeichnen. In Halle finden sich zwei aktive Johannislogen: Die Loge »Zu den fünf Türmen am Salzquell«, der Großloge »Der alten und freien angenommenen Maurer von Deutschland« zugehörig, und die Loge »Friedrich zur Standhaftigkeit«, welche sich der »Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland/Freimaurerorden« untergliedert und nach Friedrich Wilhelm III. benannt ist. Beide Männerbünde nutzen das Logenhaus des Freimaurerordens in der Heinrich-und-Thomas-Mann-Straße. Kontaktmöglichkeiten gibt es über deren Internetseiten oder Facebook.

Der Logemeister der Loge »Friedrich zur Standhaftigkeit« erklärt seine Loge wie folgt: »Das Johannesevangelium und die Bergpredigt sind die beiden Grundlagen, auf denen unsere



Ein geschmückter Tisch im Tempel anlässlich eines Stiftungsfestes mit dem christlichen Symbol des »Allsehenden Auges«.

Arbeit beruht. Wir bekennen uns als christliche Loge, sind aber keine Fangbewegung. Wir versuchen uns dahingehend in der Öffentlichkeit zu bewegen, dass wir uns durch bestimmte Taten und Zeichen kenntlich machen.« In den Ordensregeln, an die sie sich halten, steht die Bibel für »die unerschütterliche Grundlage« ihrer Ordenslehre, mit Gott ist der »Dreifache Große Baumeister der ganzen Welt« gemeint, und »im Bewusstsein der Gotteskindschaft« nennen sich die Ordensmitglieder Brüder.

Die Loge »Zu den fünf Türmen am Salzquell« ist hingegen »eher humanistisch geprägt«, erläutert der Meister vom Stuhl. »Wenn man von außen auf die Freimaurerei guckt, erscheint alles ähnlich. Es gibt Nuancen im Unterschied, die einen bezeichnen sich als christlich, die anderen als humanistisch oder traditionell. Die andere Loge

betrachtet ein paar Dinge anders als wir, aber im Großen und Ganzen haben wir die gleiche Richtung. Insofern besuchen wir uns, wir kennen uns, aber es macht auch jeder seins. Das ist okay.«

Die Gemeinsamkeiten der Logen sind beispielsweise ein Jahresbeitrag, Pflichtveranstaltungen, jährlich ein Stiftungsfest am Gründungstag der Logen und dass sich alle Brüder zu bestimmten Anlässen im Anzug zeigen. Die Brüder der Loge »Friedrich zur Standhaftigkeit« tragen zu ihrem Anzug weiße Fliege und Zylinder. Die andere Loge hat eine weiße Fliege oder Krawatte, aber keinen Zylinder. Ihre Rituale vollführen beide Logen im Tempel des Logenhauses, dazu bringen sie ein Schwert mit. Bei der Loge »Friedrich zur Standhaftigkeit« liegt das Schwert auf dem aufgeschlagenen Johannesevangelium, die andere Loge legt aber den Zirkel und den rechten Winkel darauf. »Das Schwert liegt über unseren Satzungen, weil nur das Gesetz uns Freiheit geben kann«, so der Meister vom Stuhl. Neben den Ritualen, die es im Tempel gibt, arbeiten die Freimaurer nach drei Graden: Lehrling, Geselle und Meister. Außerdem sind die Grundsätze Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Toleranz und Humanität sehr wichtig für die Freimaurer, und sie unterziehen sich einem lebenslangen Lernprozess.



Klopfen und kugeln

Wer Freimaurer werden will, braucht Zeit, wie der Logenmeister der Loge »Friedrich zur Standhaftigkeit« ausführt: »Sie können sich bei uns vorstellen. Wir haben die Regel, dass Sie mit uns mindestens ein Jahr lang regelmäßig Kontakt haben müssen. In der Gesamtloge wird darüber abgestimmt, ob jemand aufgenommen wird. Zuvor muss derjenige sich den Fragen der Brüder stellen. Wenn das zu unserem Standpunkt passt, dann kann er einen Antrag bekommen und um Aufnahme bitten.«

Bei der anderen Loge dauert die Aufnahme zwischen einem und zwei Jahren. »Es gibt irgendwann einen Moment, wo wir sagen, man kann vom interessierenden Herren zum Suchenden werden«, erläutert der Meister vom Stuhl. Dafür nimmt sich der Interessierte vier Freimaurer und klopft einmal an eine bestimmte Tür an. Im nächsten Schritt wird die Ehefrau gefragt, was sie von alldem hält. Dann klopft derjenige zweimal an den »Heißen Stuhl« an. »Er wird durch die Mangel gezogen, also vor der ganzen Bruderschaft befragt.« Wenn er dann Mitglied werden will, klopft er drei Mal an. Nun wird gekugelt. Alle Brüder nehmen eine weiße und eine schwarze Kugel in die Hand. Bei einer verdeckten Abstimmung wird dann entschieden: Finden sich mehrheitlich weiße Kugeln, ist der Suchende aufgenommen.

Ein Freimaurer braucht auch für einen Aufstieg vom Lehrling zum Gesellen Geduld. Der Meister vom Stuhl berichtet von Vorträgen, die gehalten werden müssen, und einem Prüfungsgespräch. »Wir wollen sehen, wie er sich mit der Logengeschichte auskennt. Hat er das verstanden, was hier abgeht? Dazu braucht es eine gewisse Zeit: Wir schätzen, dass das ein bis drei Jahre geht, als Geselle und Meister ist es genauso.« Bei der Loge »Friedrich zur Standhaftigkeit« dauert es dagegen zwischen neun Monaten und einem Jahr, erfährt man vom Logenmeister. Weiterhin besteht auch die Möglichkeit, in höhere Grade aufzusteigen. Die große

Landesloge der Freimaurer von Deutschland untergliedert sich in die Johannisloge mit den Graden eins bis drei, in der Andreasloge gibt es die Grade vier bis sechs und im Ordenskapitel die Grade sieben bis zehn.

Der Meister vom Stuhl der Loge »Zu den fünf Türmen am Salzquell« bestätigt auch, dass es höhere Grade gibt, aber: »Man muss der Hatz ›Immer weiter, immer weiter‹ nicht folgen. Als Lehrling beschäftige ich mich sehr intensiv mit mir und als Geselle mit den Menschen um mich herum. Das sind Lebensaufgaben. Der Meister beschäftigt sich mit dem, was über ihm liegt: mit der Transzendenz, mit Glauben, mit philosophischen Themen und mit verschiedenen anderen Sachen. Es gibt so viel zu tun.«

»Es wird unter der Rose gesprochen«

Neben den Lebensaufgaben haben manche Brüder auch bestimmte Anliegen. Der Meister vom Stuhl erzählt, dass manche »die Fäden dicke haben, mit ihren Kumpels nur über oberflächliche Themen zu reden, und ihnen die Möglichkeit fehle, sich vernünftig zu unterhalten.« Ein Gespräch in der Loge wirkt wie eine Diskussionsrunde, bei der sich jeder melden und aktiv zuhören muss. Es gibt feste Abläufe, die der Meister vom Stuhl am Anfang erklärt. Es wird beispielsweise ein freimaurerisches Symbol auf den Tisch gestellt, über den jemand, der sich vorbereitet hat, einen Impuls vortragt hält. »Zur Einleitung sage ich: Alles, was jetzt hier besprochen wird, bleibt hier. Es wird unter der Rose gesprochen – *sub rosa*. So kann man Gedanken entwickeln, die man sonst nicht entwickeln kann, in Bezug zu diesem Symbol, und wenn es vorbei ist, sagen viele: Das war mal was anderes, das kenne ich nicht.« Ein Student, der dieser Loge angehört, schätzt auch den Umgang und die Gesprächskultur. »Diese Brüderlichkeit ist sehr außergewöhnlich. Man fühlt sich dieser Bruderschaft dadurch auch so verbunden. Ich war lange Zeit in verschiedenen Vereinigungen, wo ich die Menschen sehr gut kannte, wo man sich auch austauschen konnte, aber es ist eine andere Qualität, ohne das jetzt werten zu wollen, es ist einfach anders.«

Abgesehen davon, dass Gesprächsinhalte für sich behalten werden, zeigen sich Freimaurer selten in der Öffentlichkeit mit bestimmten Symbolen. Der Logenmeister der Loge »Friedrich zur Standhaftigkeit« trägt beispielsweise ein Abzeichen am Revers: »Freimaurer machen das entweder selber, dass sie sich kundtun und nach außen auch darstellen, oder sie machen es nicht. Das ist jedem selbst überlassen.«

Spielt eigentlich freiwilliges Engagement für die Logen eine Rolle? Für die Freimaurer der Loge »Friedrich zur Standhaftigkeit« bedeutet Freimaurerei unter anderem »Hilfe für die Schwachen«. Schaut man hingegen auf die Internetseite der Loge »Zu den fünf Türmen am Salzquell«, findet sich dies: »Die ›Arbeit am rauen Stein: [...] ist für uns, neben der Arbeit an uns selbst, immer auch die Arbeit für und in der Gesellschaft.« Aber was versteht man nun unter der Hilfe oder der Arbeit der Logen? Der Meister vom Stuhl von der Loge »Zu den fünf Türmen am Salzquell« stellt klar: »Die Loge soll nicht karitativ,

politisch oder gesellschaftlich aktiv werden, aber die Brüder, die aus der Loge heraus handeln – also so verstehe ich Freimaurer auch, dass man gesellschaftlich etwas initiiert, etwas tut, um tatsächlich zu helfen – Gutes tun, aber nicht großartig darüber sprechen.« Abgesehen vom freiwilligen Engagement des Einzelnen spenden beide Logen: »Eine Spende für hier und da, wo wir verdeckt im Hintergrund arbeiten«, erzählt der Logenmeister der Loge »Friedrich zur Standhaftigkeit«.

Ein Student, der auch dieser Loge angehört, würde sich selbst nicht als Freimaurer bezeichnen: »Ich würde für mich eher sagen, dass ich mich mit der Freimaurerei beschäftige. Mal mehr, mal weniger intensiv, auf ganz unterschiedliche Art und Weise, und ich glaube, das ist auch das, worum es bei der Freimaurerei geht.« Wenn ihn jemand nach der Freimaurerei befragt, dann ist ausschlaggebend, was er für eine Beziehung zu den betreffenden Personen hat. Dann geht er mehr oder weniger darauf ein, »weil es für viele Leute uninteressant oder ein unbekanntes Thema ist, wie wenn jetzt jemand eine Briefmarkensammlung hätte und davon erzählen würde.« Wenn er im Anzug nach einer Veranstaltung im Logenhaus durch die Stadt radelt und zufällig einem Kumpel begegnet, frage dieser nur: »Kommst du dann später wenigstens noch skaten?«

Text und Fotos: Johanna Sommer





Das Rote Elend

Einst mordeten hier die Nazis, dann folterte die Stasi. Die JVA Halle I, besser bekannt als »Roter Ochse«, wurde im Laufe des vergangenen Jahrhunderts zu einem Symbol für staatliche Willkür in Deutschland. Noch heute prägen negative Schlagzeilen die Berichterstattung über das Gefängnis – das es bald gar nicht mehr geben soll.

Was macht ein Gefängnis, rein optisch betrachtet, aus? Sind es die hohen Mauern, die unüberwindbar wirken und gerne noch mit Stacheldraht gekrönt sind? Sind es die häufig kleinen, vergitterten Fenster, die den Blick aus den tristen Zellen auf den noch tristeren Innenhof eröffnen? Sind es die langen und finsternen Schatten, die die Wachtürme werfen? Oder ist es einfach die immer gleiche Farbe, an allen Wänden, oftmals dunkel und lähmend? Wenn man all diese Eigenschaften als Maßstab für ein gutes Gefängnis anlegt, dann ist der »Rote Ochse« ein solches.

Man könnte an dieser Stelle darüber philosophieren, was eine moderne JVA leisten soll. Für die Zeit des 19. Jahrhunderts, in der die »Königlich-Preußische Straf- und Besserungsanstalt« errichtet wurde, erübriggt sich diese Frage. Während heute oft von Resozialisierung und dem Vorbereiten auf die Zeit nach der Haft die Rede ist, dienten Strafanstalten damals im Prinzip einzig dem Zweck, Straftäter oder solche, die man

dafür hielt, wegzu sperren und ihnen den Aufenthalt so hart wie möglich zu gestalten. Nicht auszuschließen, dass die Architekten des »Roten Ochsen« diese Aspekte im Hinterkopf hatten, als sie den Bau planten.

Dieser dauerte bis 1842, sechs Jahre später kamen im Zuge der Deutschen Revolution erstmals politische Gefangene hier an. Nicht hinlänglich belegt ist hingegen die Herkunft des Ausdrucks »Roter Ochse«: Vermutlich ist der erste Teil der Farbe geschuldet, die die für den Bau verwendeten Ziegelsteine haben; der zweite Teil geht möglicherweise auf die von Ochsen gezogenen Karren zurück, die beim Bau und

später für den Transport der Gefangenen benötigt wurden.

Fast 100 Jahre lang war das Gefängnis eine vergleichsweise normale Haftanstalt, vereinzelt gab es aber auch in dieser Zeit schon Hinrichtungen. Die dunkelsten Zeiten der Anstalt sollten jedoch noch bevorstehen.

Bautzen als Symbol der Unterdrückung, Halle in Vergessenheit

Wenn in der DDR jemand »nach Bautzen« geschickt wurde, war allen klar, was die Stunde geschlagen hatte. Die menschenunwürdigen Haftbedingungen in dieser Strafanstalt galten selbst für die damals herrschenden Verhältnisse als einzigartig: einzigartig schlecht. Aus dem ganzen Land wurden nach Belieben politisch unerwünschte Bürger hierhergebracht; viele kehrten als gebrochene und traumatisierte Menschen zurück, andere gar nicht. Die gelbe Klinkerfassade des Komplexes führte bald zur gebräuchlichen Bezeichnung »Gelbes Elend«, die stellvertretend für die Folter und all die anderen Menschenrechtsverletzungen stand, die hier begangen wurden.

So sehr sich die Öffentlichkeit – auch heute noch – auf Bautzen als Inbegriff des DDR-Unrechtsstaates fokussiert, so sehr geht dabei unter, dass es den Insassen des »Roten Ochsen« in Halle nicht wesentlich besser erging als ihren Schicksalsgenossen in Sachsen. Während der vier Jahrzehnte andauernden Herrschaft der DDR saßen allein an der Saale zu jedem Zeitpunkt mindestens 100 Häftlinge ein; insgesamt geht man heute von einer sehr hohen vierstelligen Zahl aus, darunter viele Frauen. So abschreckend die Praktiken der Verhöre und so lächerlich die Gründe für die Inhaftierung heute auch wirken mögen, so normal waren sie damals bereits in dieser Haftanstalt. Das hat in erster Linie mit der noch weiter zurückliegenden Geschichte des »Roten Ochsen« zu tun.

Die Herrschaft der Nationalsozialisten ab 1933 sollte auch für den »Roten Ochsen« massive Einschnitte bedeuten. Anfangs weiter als Gefängnis genutzt,

wurde hier alsbald ein zunächst »provisorisches Schutzhaftlager« eingerichtet, noch etwas später folgte die Umstrukturierung hin zu einem Zuchthaus. Der Unterschied zu einer »normalen« Haftanstalt liegt hierbei in den verschärften Bedingungen und den Arbeitseinsätzen, zu denen die Gefangenen oftmals gezwungen wurden. Nach Halle kamen in dieser Phase vorrangig politische Häftlinge; Sozialdemokraten und Kommunisten stellten einen Großteil aller Insassen zu dieser Zeit. Häufig in Vergessenheit geraten sind jedoch auch die »einfachen Kriminellen«, denen meist Diebstähle zur Last gelegt wurden und die man fortan »umerziehen müsse«, wie eine damals gängige Formulierung nahelegte. Dass sich die Haftbedingungen während der NS-Herrschaft drastisch verschärften, erkennt man auch in erhaltenen zeitgenössischen Dokumenten. Bruno Reißner, der das Zuchthaus Halle Mitte der 1930er-Jahre leitete, fasste die neue Gangart wie folgt zusammen: »Die Gefangenen haben eingesehen, daß es nicht mehr nach ihrem Willen, sondern nach dem Willen der Anstaltsverwaltung geht ... Das Beschwerdeunwesen ist nahezu beseitigt worden.« Er zieht darin bewusst einen starken Kontrast zum Strafvollzug der Weimarer Jahre, der seiner Meinung nach eine »Verhöhung seiner selbst« war.

Eine abermalige Verschlümmelung war im Nationalsozialismus nie auszuschließen – so kam es ab 1942 zu einer regulierten Welle an Hinrichtungen, die bis kurz vor Kriegsende 549 Todesopfer allein im »Roten Ochsen« forderte – reichsweit geht man von einer fünfstelligen Anzahl von Menschen aus, die in Zuchthäusern ihr Leben lassen mussten. In Halle wurde für die Ermordung der Verurteilten eigens ein neuer Trakt errichtet – zynischerweise ausgerechnet im ehemaligen Lazarettgebäude. In den meisten Fällen erfuhren die zum Sterben Verurteilten nur Stunden vor der Exekution, dass dies ihr letzter Tag sein sollte. Die penibel-bürokratische Dokumentation der Hinrichtungen ermöglicht es immerhin, die Schicksale Einzelner heute lebendig werden zu lassen. Eines dieser Schicksale erlitt Georg Mentzel.





Todesurteil für Zigarettendiebstahl

Der Hallenser arbeitete bereits einige Jahre bei der Reichsbahn, zuletzt auf einem Güterbahnhof in Leipzig. Seine Kompetenzen waren gering, den Großteil der Zeit verbrachte er mutmaßlich mit dem Reinigen von Zügen. Dabei soll er gelegentlich Gegenstände entwendet und zuhause deponiert haben. Viele Anschuldigungen konnten dem gelern-ten Tischler jedoch nie zweifelsfrei nachgewiesen werden. Der NS-Justiz war das gleichgültig – das Sondergericht Halle nannte ihn einen »Volksschädling« und verurteilte ihn zum Tod. In diesem Verfahren wird die ganze Absurdität des nationalsozialistischen Justizsystems in den späten Kriegsjahren deutlich; das Gericht bezichtigte ihn sogar des Geizes, weil er von den Zigaretten, die er unter anderem entwendet hatte, keine an seinen Vater abgab – wo dieser doch Raucher war. Gleichzeitig verhängte man auch gegen den Vater eine Strafe, er kam jedoch mit einem halben Jahr Freiheitsentzug davon. Georg Mentzel starb nur eine Woche vor der Ankunft der US-Armee in Halle, im April 1945, durch das Fallbeil. Er war der letzte Insasse des »Roten Ochsen«, der durch die Nationalsozialisten umgebracht wurde.

Die Tötungsmaschinerie der Nazis markiert auch in der Geschichte des »Roten Ochsen« einen traurigen Höhepunkt – jedoch keinesfalls ein Ende von Angst, Gewalt und Willkür in dem Komplex. Nach dem Abzug der Amerikaner saßen hier sowjetische Militärrichter, die es mit der Genauigkeit ihrer Richtsprüche oft nicht so ernst nahmen und neben wahren Verbrechern auch ungezählte Schuldlose verurteilten. Nicht wenige landeten im russischen Gulag und kehrten nie heim. Ab den Fünfzigerjahren war es das Ministerium für Staatssicherheit der DDR, das Teile des Geländes als Untersuchungshaftanstalt nutzte – und, was den Ablauf der Verhöre anging, wohl durchaus die Tradition der Vornutzer fortführte. Vernehmungen sahen zu dieser Zeit, so weiß man heute, oft wie folgt aus: Die Beschuldigten wurden tage- oder wochenlang in Einzelhaft gesteckt, sie sahen

sich Dauervernehmungen ausgesetzt, welche für gewöhnlich nachts stattfanden, um den Biorhythmus des Körpers zu verwirren. Schlafmangel war nur eine Folge dieser Behandlung, die Zermürbung und schließlich das Geständnis zum Ziel hatte. Wenn all das nicht fruchte, wurde rohe Gewalt angewandt, schon die Androhung selbiger reichte oft aus. In späteren Jahren wurde der Fokus verstärkt auf psychische Einschüchterung gelegt, man kann auch von »subtiler Gewalt« sprechen.

Zu den ersten Inhaftierten zählten Angehörige der Zeugen Jehovas. Konrad Drebinger leitete die Gemeinden Halles in der Nachkriegszeit und erlebte ein Déjà-Vu von der Sorte, die man niemandem wünschen mag – er musste zurück an den Ort, von dem er geglaubt hatte, ihn längst hinter sich gelassen zu haben.

Die Staatsmacht wechselt, die Willkür bleibt

Drebinger stammte aus Halle und ließ sich 1926 als Bibelforscher taufen, wie sich die Zeugen Jehovas damals noch nannten. Im Nationalsozialismus wurde die Religionsgemeinschaft als erste überhaupt verboten und sah sich harten Repressionen ausgesetzt – nicht für das, was ihre Anhänger taten, sondern für das, was sie nicht taten. Sie gingen nicht wählen, sie riefen nicht »Heil«, sie verweigerten Hitlergruß und Wehrdienst. Tausende Zeugen Jehovas schickten die Nazis in Konzentrationslager, Konrad Drebinger 1937 in den »Roten Ochsen«, wo er 15 Monate zubringen sollte. Gut eine Dekade zog ins Land, ehe ihn sein Glaube erneut in Konflikt mit der Staatsmacht brachte – diese war mittlerweile zwar eine andere, jedoch nicht minder skeptisch, was die Zeugen Jehovas anbetraf. Die Justiz sprach ihn 1951 schuldig, »Kriegs- und Boykotthetze« brachten ihm sechs Jahre Zuchthaus im »Roten Ochsen« ein. Im Anschluss daran endete für ihn endgültig diese düstere Zeit, er siedelte in die BRD über. Drebinger war der verstörenden Enge der Anstalt entkommen. Tausenden anderen stand sie zu diesem Zeitpunkt noch bevor.

Bis Dezember 1989 teilten 8100 Männer und 1600 Frauen ein gemeinsames Schicksal. Sie alle verbrachten einen Teil ihres Lebens im »Roten Ochsen«, zeitweise stellten Frauen fast die Hälfte aller Insassen. Ihre Geschichten und damit auch die der Haftanstalt können heute auf drei Etagen in einer Gedenkstätte nachverfolgt werden; im Mittelpunkt stehen dabei klar die Jahre 1933 bis 1945 und die Zeit der DDR.

Der größte Teil des Gefängniskomplexes dient jedoch auch heute noch als Vollzugsanstalt. Der aktuelle Strafvollzug ist schwerlich mit dem der Vergangenheit zu vergleichen, dennoch gibt es auch heute noch Beschwerden über die Zustände im »Roten Ochsen«. So gebe es beispielsweise zu wenige Übersteller für Teile der ausländischen Häftlinge, außerdem existiert der Vorwurf, das Wachpersonal sei rassistisch. 2017 haben sich in Gefängnissen in Sachsen-Anhalt bereits sechs Häftlinge das Leben genommen, der Großteil davon in Halle; verglichen mit anderen Bundesländern wie Thüringen oder Sachsen liegt diese Zahl über dem Durchschnitt. Ein strukturelles Problem glauben die zuständigen Behörden darin nicht zu erkennen, dennoch laufen Ermittlungen.

In 25 Jahren stünde der 200. Geburtstag des »Roten Ochsen« an. Aktuellen Plänen des Landes Sachsen-Anhalt zufolge wird bis dahin jedoch kein Gefangener mehr dort sein: Die Nebenstelle der JVA in der Frohen Zukunft soll bis 2024 eine deutlich höhere Gesamtkapazität erhalten, was einen Umzug aller Insassen des »Roten Ochsen« in diese neue Anstalt zur Folge hätte. Eine Versöhnung mit der eigenen Geschichte?

*Text und Fotos 5 und 6: Alexander Kullick
Übrige Fotos: Sophie Ritter*





Es hat sich ausgekickt

Die Schließung des La Bim ist beschlossen. Der Vereinsvorsitzende des Plan 3 e.V. Christian Schunke erläutert im Interview die Ursachen für diese weitreichende Entscheidung.

Nun steht es fest, der Plan 3 e.V. wird zum 31.12.2017 das Gelände des La Bim räumen. Nach über 25 Jahren erfolgreichen Wirkens mitten in der Innenstadt von Halle hat dies nun ein Ende. Zu unsicher ist ihnen ihre Zukunft mit dem bisherigen Standort.

Diese Entscheidung trifft nicht nur die Mitglieder des Vereins, sondern auch sehr viele Menschen, die im Laufe der Jahre immer wieder ein Teil des Ganzen gewesen sind. Von manchen als bloße Partylocation abgestempelt, hat das La Bim noch weitaus mehr zu bieten. So betreibt es zum Beispiel ein Kino, jeden Donnerstag findet das Kickercafé statt, und diverse andere Veranstaltungen wie Flohmärkte und

Ausstellungen können besucht werden. Doch auch außerhalb der Mauern des La Bim ist der Plan 3 e.V. aktiv. Besonders bekannt ist das Filmfestival »Monstronale«, welches seit 2013 jeden Sommer stattfindet und letztes Jahr 3472 internationale Einsendungen nachweisen konnte. Auch 2018 wird es wieder verschiedene Workshops und Wettbewerbe geben. So hat vor kurzem die Anmeldung für Filme begonnen, die dann in verschiedenen Kategorien ausgezeichnet werden. Die Planung ist also in vollem Gange.

Da scheint es nicht verwunderlich, dass das La Bim in der hallischen Bevölkerung auf so viel Solidarität und Zuschlag vertrauen kann. Die Onlinepetition gegen die Schließung zählte am Ende insgesamt 3491 Unterschriften, darunter zwei Drittel Hallenser. Notwendig wären lediglich 2000 gewesen, damit weitere Schritte von der Plattform eingeleitet werden. Christian Schunke, der Vereinsvorsitzende, sagte dazu: »Open Petition schickt das an die entsprechenden Abgeordneten, es hat allerdings niemand geantwortet.« Und auch die

Demonstration, welche auf die gesamte Situation aufmerksam machen sollte, hatte regen Zulauf.

Umso schwieriger ist es für die Liebhaber des La Bim, die Schließung zu akzeptieren, und einige von ihnen fragen sich, wie es überhaupt so weit kommen konnte. Um nachvollziehen zu können, warum der Verein so entschieden hat und was danach mit dem Grundstück geschehen wird, muss ein bisschen weiter ausgeholt werden.

Rechte am Grundstück in verschiedenen Händen

Das Anwesen, auf dem das La Bim steht, gehört nicht allein dem Plan 3 e.V. Vielmehr ist es so, dass sie lediglich 20 Prozent besaßen. Die restlichen 80 Prozent gehörten verschiedenen Privateigentümern. Allerdings hatte der Verein einen unbefristeten Mietvertrag. Jahrelang konnten sie dadurch auf dem Gelände und im Gebäude selbstständig agieren.

Wie Christian im Gespräch erzählte, begannen die Schwierigkeiten erst, als sich eine der Miterbinnen bei ihm persönlich meldete und dem Verein ihr Fünftel zum Kauf anbot. Zwar hatte der Plan 3 e.V. das langfristige Ziel, alle Anteile nach und nach zu erstehen, um vollständige Sicherheit zu erlangen, jedoch stellte der beträchtliche Preis für den gemeinnützigen Verein keine Option dar. Aus Weitsicht und um größere Auseinandersetzungen zu vermeiden, boten sie ihren Teil für eine gewisse Summe an. Allerdings gibt es dazu bis heute keine Beschlussfassung seitens dieser Frau. Ihre Reaktion fiel anders aus als erwartet, und zwar in Form einer Eigentümersversammlung, bei der sie, zusammen mit ihrem Anwalt, stellvertretend für alle Anteilseigner gegen den Verein vorgehen wollten. Christian fasste dieses Treffen wie folgt zusammen: »Sie hat dann versucht, uns unter Druck zu setzen, sie [die übrigen Anteilseigner] wollen verkaufen und wir müssen hier raus. In ihren Augen sind wir auch Hausbesetzer.«

Wie geht es nun weiter?

Danach fasste der Verein gemeinsam den Entschluss, dass der Ort keine langfristige Perspektive mehr darstellt, und es wurde bekanntgegeben, dass sie die Räumlichkeiten zum 31.12.2017 verlassen werden. Zwar hätten sie nach Kündigungsrecht frühestens zum März nächsten Jahres der Räume verwiesen werden dürfen, doch die damit verbundenen Strapazen und Anwaltsstreitigkeiten wären es dem Plan 3 e.V. nicht wert gewesen. Sie entschieden sich, das Feld freiwillig zu räumen.

Zu dieser Entscheidung haben noch andere Umstände beigetragen, erklärte Christian: »Wir sind momentan quasi umrundet von Grundstücksflächen, die der Stadtbau AG gehören, die – dank unseres Oberbürgermeisters – für wenig

Geld verkauft wurden.« Bis die Baupläne des Investors für ihren kürzlich erworbenen Besitz feststehen, wird noch viel Zeit vergehen, doch es zeigt sich eine klare Tendenz, das Wohngebiet ausweiten zu wollen.

Jetzt stellt sich allerdings die Frage, was aus ihrem Anteil wird. Nach Verhandlungen mit der Leipziger Stadtbau AG einigten sich beide Parteien auf einen Verkaufspreis, sodass ein Vertrag zustande kommen konnte. Das hierfür fließende Geld sieht der Verein nicht als Gewinn, sondern als Startkapital für einen Neuanfang in einer neuen Umgebung. Gemeinsam mit der Stadt, und hier vor allem der Wirtschaftsförderung, suchen sie seitdem nach einem geeigneten neuen Standort. »Wir haben im Laufe der Zeit jetzt knapp 35 Objekte angefragt, angeschrieben, teilweise besichtigt«, so Christian zur aktuellen Situation. Dass sie zeitnah etwas finden, ist nicht nur für den Verein entscheidend, sondern auch für viele Künstler, die im La Bim gegen eine geringe Gebühr Ateliers und Proberäume mieten konnten. Sie sind von der ehrenamtlichen Arbeit des Plan 3 e.V. abhängig, denn für sie wird es in Halle immer schwieriger, etwas Erschwingliches zu bekommen.

Text und Fotos: Lisa-Marie Müller





Hallische Köpfe

In dieser Reihe stellt unser Chefredakteur Paul regelmäßig Persönlichkeiten vor, die Universität und Stadt geprägt haben. In dieser Ausgabe steht der zu seiner Zeit ebenso schillernde wie umstrittene Kardinal Albrecht im Mittelpunkt.

»Mein Lebtag hat mich kein Mensch so beschissen wie dieser Pfaff!« Die Worte, welche da aus dem kurfürstlichen Munde kommen, sprechen Bände – Friedrich III., Kurfürst von Sachsen, den die Nachwelt als »den Weisen« kennt, ist außer sich. Mehr als zwanzig Jahre der Mühen, Intrigen und Machtspielen, große Geldsummen und einen Berg von Baumaterial hat er geopfert, nur um jetzt mit leeren Händen dazustehen. Seine Dynastie, das Haus Wettin,

hat vieles unternommen, um sich in Gestalt von Friedrichs jüngerem Bruder Ernst zwei der wichtigsten Kirchenämter Mitteldeutschlands zu sichern. Die sächsischen Kurfürsten haben die reiche Salzstadt Halle militärisch unterworfen und sogar eine moderne Festung, die Moritzburg, bauen lassen, um die unbotmäßigen Bürger in Schach zu halten. Doch nach Ernsts plötzlichem Tod im Jahre 1513 erntet nun überraschend ein Anderer die Früchte dieser Arbeit: niemand geringeres als Albrecht von Brandenburg, Hohenzoller und damit Erzfeind der Wettiner. Kein Wunder, dass der nicht gerade zart besaitete Friedrich III. sich ob dieser Schmach zu solch dernen Äußerungen hinreißen lässt. Doch das letzte Wort in dieser

Angelegenheit, so beschließt es der wütende Kurfürst, ist noch nicht gesprochen. Seine Rache wird er bekommen – und nebenbei die Welt für immer verändern.

Ämterkauf und Humanismus

Der Mann, der in der Wittenberger Residenz für so viel Ärger und Verbitterung sorgt, wird am 28. Juni 1490 in Cölln an der Spree – damals noch kein Teil von Berlin – geboren. Sein Vater Johann Cicero ist Kurfürst von Brandenburg und damit einer der mächtigsten und bedeutendsten Fürsten im Heiligen Römischen Reich. Dementsprechend genießt der junge Albrecht als Sohn der hochadeligen Hohenzollern eine höfische Bildung, die vor allem Latein, Rechtslehre und elegante Umgangsformen beinhaltet. Er ist jedoch nicht alleiniger Erbe seines Vaters, als dieser neun Jahre später stirbt: Sein älterer Bruder Joachim I. »Nestor« folgt auf dem Kurfürstenthron nach. Zunächst regieren die Brüder formal noch gemeinsam über das Kurfürstentum, doch endlos kann das so nicht weitergehen. Albrecht muss sich nach einer anderen Position umsehen, die er 1513 dann auch findet.

Mit vielen Versprechungen, Absprachen, Manipulationen und vor allem einer Menge Geld von der reichen Augsburger Kaufmannsfamilie Fugger gelingt es dem 23-Jährigen zum Erzbischof von Magdeburg gewählt zu werden. Mehr noch, das Domkapitel kürt ihn sogar zum Administrator des benachbarten Bistums Halberstadt. Albrecht ist damit zu einem der wichtigsten Kirchenfürsten des Reiches aufgestiegen – ein Priester ohne großes Interesse an geistlichen Angelegenheiten. Diese Art der Karriere ist zu der Zeit nichts Ungewöhnliches für die nachgeborenen Söhne mächtiger Fürsten, die auf diese Weise nicht nur materiell versorgt sind, sondern auch die Macht und den Einfluss ihrer Dynastie steigern. Mit diesem Coup hat der junge Albrecht den konkurrierenden Wettinern ihre jahrelang sorgsam ausgebauten Macht in den beiden Diözesen vor der Nase weggeschnappt – als er triumphal in der von sächsischem Geld gebauten Moritzburg nahe dem mit sächsischer Unterstützung unterworfenen Halle einzieht, ist die Blamage komplett. Mit Friedrich III. hat er sich so einen erbitterten und unversöhnlichen Gegner geschaffen, der nichts unversucht lassen wird, um sich an Albrecht zu rächen.

Zunächst einmal aber befindet sich Albrecht im Höhenflug: Schon 1514 wird er Erzbischof von Mainz und steigt damit in die Riege der Kurfürsten und Reichserzkanzler auf. Er gebietet nun über weite Territorien an Rhein, Main, Elbe und Saale, ist Oberhirte zweier bedeutender Kirchenprovinzen und erster Bischof in deutschen Landen. Sowohl in der Kirche als auch unter den Reichsfürsten zählt er nun zu den mächtigsten Persönlichkeiten. Einige Jahre später ernennt ihn der Papst sogar zum Kardinal – mit diesem Titel wird der Brandenburger der Nachwelt auch in Erinnerung bleiben, als »Kardinal Albrecht«. Vorerst genießt er das Leben in seiner neuen Residenz und ruft bedeutende Denker an seinen Hof, so etwa den Schriftsteller Ulrich von Hutten oder den Astronomen Johannes Carion. Albrecht ist ein typischer Renaissancefürst seiner

Zeit: Als Anhänger des Humanismus fördert er Kunst, Kultur und Geistesleben; unter seiner Herrschaft entwickelt sich Halle zu einem der wichtigsten höfischen Zentren Deutschlands. Er lässt die vorhandene Stiftsbibliothek erweitern und gibt zahlreiche, vor allem religiöse Kunstwerke in Auftrag. Außerdem überzieht er in den folgenden Jahrzehnten die Residenzstadt an der Saale mit einem Netz aus repräsentativen Renaissancebauten wie etwa dem hallischen Dom oder der als Hof- und Verwaltungskomplex errichteten Neuen Residenz. Auch die Moritzburg lässt er umbauen und erweitern. Mit der Ausschmückung des Doms, der neuen Stiftskirche des Erzbistums, beauftragt Albrecht ab 1523 berühmte Maler wie etwa Lucas Cranach den Älteren, der sage und schreibe 16 Altäre mit insgesamt 140 Bildern schafft. Aus der bis dahin eher unauffälligen Klosterkirche wird auf diese Weise eines der prächtigsten Sakralbauwerke Mitteldeutschlands. Auf seinen Befehl werden, gegen den Willen der Bürger, 1529 auch die beiden zentralen Kirchen der Stadt, die Salzwirkerkirche St. Gertrud und die Händler- und Handwerkerkirche St. Marien, abgerissen. Unter Einbeziehung der vier übriggebliebenen Türme wird mit dem Bau der spätgotischen Marktkirche begonnen, die allerdings erst 1554 unter Albrechts Nachfolger fertiggestellt wird. Außerdem erweitert er die einzigartige und wertvolle Reliquiensammlung seines Vorgängers Ernst, das sogenannte »Hallesche Heiltum«.

Ein Kardinal im Kreuzfeuer

Natürlich verschlingen all diese Baumaßnahmen enorm viel Geld – auch was den Geldbedarf und die Verschwendungsangst angeht, unterscheidet sich Albrecht kaum von den anderen Fürsten der Zeit. Schon seit Beginn seiner Herrschaft verlässt er sich daher nicht nur auf die Einnahmen aus den erzbischöflichen Ländereien, sondern erlaubt und fördert den allgemein üblichen Ablasshandel – natürlich gegen einen entsprechenden Anteil am Profit. Nur so ist er in der Lage, nicht nur seine Bauprojekte

und Hofhaltung zu finanzieren, sondern auch das gewaltige Darlehen der Fugger zurückzuzahlen, mit dem er sich das Wohlwollen des Domkapitels gesichert hat. Simonie, also der Handel mit Kirchenämtern, gilt eigentlich als Sünde, wird aber von den meisten Zeitgenossen betrieben, einschließlich des Papstes Leo X. Auch dieser profitiert im Rom vom Ablasshandel, nicht zuletzt um den gewaltigen Neubau des Petersdoms zu finanzieren. Albrecht beauftragt daher den Ablassprediger Johann Tetzel, tüchtig für Einnahmen zu sorgen. Dieser zieht nun durch die Orte des Erzbistums Magdeburg und gibt nach Art eines Marktschreibers etwa bekannt: »Sobald der Gilden im Becken klingt im huy die Seel im Himmel springt«.

In Wittenberg erregt er damit jedoch den Zorn eines einzelnen Mönchs, dem Ämterhandel, Ablass und das wenig pries-terlich-fromme Gebaren der Kirchenfürsten ein Dorn im Auge ist: Martin Luther. Am 31. Oktober 1517 ist für ihn das Maß voll; mit dem Anschlag seiner 95 Thesen an die Türen der Schlosskirche von Wittenberg beginnt die Reformation. Zunächst setzt Luther noch Hoffnung in den weltoffenen und humanistisch geprägten Erzbischof Albrecht, obwohl gerade dieser die Zielscheibe seiner Polemik ist. Albrecht denkt jedoch nicht daran, dem Mönch nachzugeben, und zeigt diesen beim Papst an. 1518 wird Luther zum Prozess nach Rom geladen; für ihn eine gefährliche Situation, endeten doch in der Vergangenheit Anklagen nicht selten auf dem Scheiterhaufen. Er benötigt dringend Unterstützung – und findet sie in Gestalt von Friedrich III. von Sachsen, für den nun endlich die Stunde der Abrechnung gekommen ist. Denn mit dem Wittenberger Mönch hat der ebenfalls in der Elbestadt residierende Kurfürst nun endlich ein Werkzeug, mit welchem er dem verhassten Erzbischof zusetzen kann. So kommt es, dass der immerhin 54-Jährige, äußerst fromme und kirchlich traditionell eingestellte Wettiner den Reformator unterstützt – Überzeugungen sind im Spiel der Macht eher zweitrangig. Dank seiner Hilfe muss sein Schützling nun nicht mehr nach Rom, sondern sich in Deutschland in mehreren Disputationen verantworten, zuerst in Heidelberg, später in Leipzig. Nun versucht der theologisch nur wenig gebildete oder interessierte Albrecht, trotz anfänglicher Ablehnung, zu vermitteln. Ganz im Sinne des humanistischen Gedankens fördert er Gespräche zwischen reformwilligen und konservativen Gelehrten. Letztlich ist jedoch, wie bei seinem sächsischen Gegenspieler, die Machtpolitik ausschlaggebend und der Kardinal stellt sich auf die Seite der Reformgegner.

Zur Eskalation kommt es schließlich 1521 auf dem Reichstag in Worms, an dem neben Kaiser Karl V. sowohl Friedrich von Sachsen als auch die Brüder Joachim von Brandenburg und Kardinal Albrecht, Kurfürst von Mainz teilnehmen. Das Streithema Luther erhitzt die Gemüter, bis der sächsische und der brandenburgische Kurfürst sogar fast handgreiflich werden. Als schließlich Luther persönlich auftritt und mit dem Bann belegt wird, ist der Konflikt nicht mehr zu verhindern. Kurfürst Friedrich nimmt »seinen« Luther in Schutzhaft auf der Wartburg, denn inzwischen ist der Mönch nicht nur eine

Waffe gegen Albrecht, sondern auch ein Mittel zur Durchsetzung der fürstlichen Interessen gegenüber der Macht des katholischen Kaisers. Das erkennen bald auch andere Fürsten: Das Zeitalter der Religionskriege hat begonnen. Der in religiösen Fragen eher zögerlich-konservative Friedrich III. tritt erst 1525 auf seinem Totenbett zum protestantischen Glauben über; seine Nachfolger beschützen Luther jedoch weiterhin und setzen sich so an die Spitze der protestantischen Fürstenbewegung.

Justizkandal und Vertreibung

Kardinal Albrecht kehrt unterdessen nach Halle zurück und widmet sich weiterhin seiner Bau- und Kulturtätigkeit. Gleichsam aus Trotz lässt er den Dom besonders prächtig ausschmücken und sogar eigene Münzen prägen, während er politisch weiterhin gegen die Anhänger und fürstlichen Unterstützer Luthers vorgeht. Obwohl Halle als Residenzstadt immer mehr an Bedeutung gewinnt, gärt es im Erzbistum: In der Bevölkerung greifen die reformatorischen Ideen immer weiter um sich. Während Albrecht 1534 noch zwischen protestantischen Fürsten und König Ferdinand vermittelt, schließt er vier Jahre später mit seinem Bruder ein militärisches Bündnis, den »Halleschen Bund«, gegen den protestantischen Schmalkaldischen Bund. Kurz darauf lässt er seinen aus Halle stammenden Kämmerer Hans Schenitz gefangen nehmen und wegen angeblich unlauterer Finanzgeschäfte hinrichten. Ob es sich dabei um einen Justizmord des selbst finanziell oft dubios agierenden Kardinals handelt, ist nicht klar. Die Quittung in Gestalt einer heftigen Schmähsschrift Luthers folgt jedoch auf dem Fuße.

Zunehmend in der Rolle als Gegenspieler des Wittenberger Reformators wächst Albrechts Verschuldung mit der Zeit immer mehr an, ebenso wie die Unzufriedenheit seiner Schäfchen. Schließlich muss er, der katholische Kardinal, seinen protestantischen Untertanen sogar Religionsfreiheit zusichern, damit sie seine Schulden übernehmen. 1541 ist dann das Maß voll:

Der unliebsame Kardinal wird nach 27 Regierungsjahren aus Halle vertrieben und flieht mit einer großen Gemälde- und Reliquiensammlung in seine Zweitresidenz Aschaffenburg. Doch auch dort bleibt er vom Pech verfolgt: Kurz nach seiner Ankunft zerstört ein Brand viele der wertvollen Stücke. In seinen letzten Lebensjahren kämpft Albrecht mit zunehmender Erbitterung gegen die Protestantenten und ruft den Kaiser sogar zum Krieg gegen Luthers Anhänger auf. Am 24. September 1545 stirbt der Hohenzoller schließlich in Mainz.

Der Nachwelt bleibt Kardinal Albrecht als vielschichtige Persönlichkeit in Erinnerung: Einerseits war er ein ämterkaufender und verschwendender Kirchenmann, der auch vor der – letztendlich misslungenen – Ausweisung der Juden aus Mainz 1515/16 nicht zurückschreckte, sich mehrere Mätressen leistete und mit Hilfe des Ablasshandels aus der von der eigenen Kirche eingepflanzten Furcht der Menschen vor dem Jenseits Profit schlug. Andererseits gelang es ihm, Renaissance und Humanismus in Mitteldeutschland zu etablieren und aus Halle ein Zentrum der Kultur, Kunst und Bildung zu machen. In diesem Licht sind auch seine Versuche zu sehen, in Halle eine katholische Universität zu gründen und damit dem lutherischen Wittenberg etwas entgegenzusetzen. Die Umsetzung dieses Plans, allerdings unter protestantischen Vorzeichen, sollte den Hohenzollern erst 1694 gelingen (siehe *hastuzeit* Nr. 70). Nach Albrechts Tod bildete das zwischen protestantische Erzbistum Magdeburg und somit auch Halle noch lange einen Zankapfel zwischen Wettinern und Hohenzollern, bevor es 1680 endgültig Brandenburg einverleibt wurde. Albrechts Spuren sind dennoch nach wie vor in Halle zu finden, seien es seine Prachtbauten oder die Kardinal-Albrecht-Straße in der nördlichen Innenstadt. Sein folgenreichstes Erbe ist es jedoch, der Stein des Anstoßes gewesen zu sein, ohne den es die Reformation so wohl nie gegeben hätte.

*Text: Paul Thiemicke
Illustrationen: Katja Elena Karras*



hastuPause



Daheeme ist, wo das Sterni auf dich wartet

Andauernd dieses Rumgeningel. Wir Leipziger Pendlerstudenten haben immer etwas, worüber wir lamentieren. Und weil uns die berühmte Frage »Warum ziehst du dann nicht nach Halle?« schon aus den Ohren rauskommt, folgt hier ein kleiner Einblick in unser alltägliches Ringen mit dem Wahnsinn.

Die Augenlider hängen tief, die Mundwinkel auch. Schon wieder nur fünf Stunden geschlafen und dann noch nicht mal was gefrühstückt. Ach, wie schwer doch unser Leben als Leipziger sein kann. Doch es wird uns auch wahrlich nicht leichtgemacht. Sei es der megamäßig miese Bahnverkehr im Winter, die Tatsache, dass unser Wecker um 5.30 Uhr klingelt, wenn wir zur ersten Vorlesung müssen, oder einfach nur, dass wir jeden Tag fast drei Stunden unseres wertvollen Lebens in den öffentlichen Verkehrsmitteln verbringen.

Aber wir sind ja auch verrückt – würde man zumindest vorerst behaupten, wenn man unsereins in den Fluren der Uni über den Weg läuft. Ein eigenartiges Wesen, asylsuchend an der MLU, stets auf dem Sprung und immer die Uhrzeit im Hinterkopf.

Wie aus dem Nichts erscheinen wir, wenn auch oft mal 15 Minuten zu spät, im Vorlesungssaal und verschwinden dann zum Ende der Veranstaltung in Schall und Rauch – so schnell, dass uns keiner mehr zu fassen bekommt. Man kann sich also glücklich schätzen, diese rare Spezies auf dem Campus zu erspähen. Bei dem Begriff »Vollzeitstudium« zucken wir nur fragend mit den Schultern. Impliziert das etwa, »vollzeit« (oder wenigstens annähernd »vollzeit«) präsent in der Vorlesung zu sein? Aber was ist, wenn diese mal wieder der totale Reinfall ist und man schlichtweg keine Lust hat, den langen Weg zur Uni für diese hochakademische Zeitverschwendug auf sich zu nehmen?

Das ist doch in unserem digitalen Zeitalter gar nicht mehr nötig! Denn wenn unser kuschelig warmes Bett uns mal wieder nicht loslassen will, dann haben wir ja – Gott lobe ihn – den Lebensretter ILIAS. Dank diesem Wunderwerk kann man gemütlich von Zuhause aus die Vorlesung verfolgen und muss scheinbar nie mehr die wohlige warme Hallen seines Eigenheims verlassen.

Doch übertreibt es nicht, meine lieben Mitstudenten, sonst wird es euch zum Verhängnis! Denn wer schaut sich schon, von der Lieblingsdecke umhüllt, mit einem Kakao in der Hand, die

todlangweilige, anderthalbstündige Vorlesung an, wenn Netflix nur einen Mausklick weit entfernt ist. Kann man ja auch später noch machen, die bleibt ja eh online.

Es ist der ewige Kampf zwischen Uni und Freizeit, zwischen Bildung und trivialem Wissen über Stranger Things, zwischen dem Sprint zur S-Bahn und dem frisch gemahlenen Kaffee des Mitbewohners. Ja ja, wir Leipziger haben es schon ziemlich schwer.

Wollen wir mal nicht so schwarzmalisch sein. Das Pendlerleben bringt so einige unverhoffte Vorteile mit sich. Wenigstens ist der Kaffee in der Thermoskanne schon ausreichend abgekühlt, wenn wir in der Vorlesung ankommen (oder eben schon leer und dafür die Tasche um einiges leichter). Und stellen wir morgens ganz panisch fest, dass wir etwas nicht vorbereitet haben, ist das nur halb so schlimm, denn das kann man ja noch auf den letzten Drücker im Zug erledigen. Außerdem nutzen wir wenigstens unsere MDV-Karte so richtig aus und kennen mittlerweile alle Uhrzeiten und Haltestellen der S-Bahnen in und auswendig – falls uns also mal eine ältere Dame am Bahnhof nach Auskunft fragt, sind wir super vorbereitet. Und zu guter Letzt haben wir immer eine Ausrede parat, warum wir so müde und schlecht gelaunt sind. Doch warum nehmen wir diese Unkosten und Mühen auf uns?

Einmal Leipzig, immer Leipzig. Denn egal, ob man an diesem fast schon magischen Ort geboren oder im Laufe der Zeit zugezogen ist: je mehr Zeit vergeht, desto weniger möchte man diese sagenhafte Stadt wieder verlassen. Nur, wenn es dann auf das Studium zugeht, eröffnen sich unversehens mehrere Möglichkeiten. So unplausibel das Leben in Halle scheint, so verlockend sind doch die ziemlich beachtlichen Angebote der MLU und dann auch noch NC-frei! Aber nur für das Studium all das Wunderbare in Leipzig aufgeben? Seien wir doch mal ehrlich! So sehr das kleine Städtchen Halle es auch versuchen mag, uns mit seinen süßen Cafés, den vorzüglichen Hallorenkugeln und dem traumhaften Saaleufer einzulullen, niemals könnte Halle den wunderschönen Clarapark mit der Sachsenbrücke, das Kanufahren auf dem Kanal, die Abende am Cossi oder Störmii und erst recht nicht die Illegalen und Open Airs im Sommer ersetzen. Und die Liste hört nie auf. Was würden wir bloß ohne Lenes Tauschbude, das IFZ und die Tille, das Conne Island, die Substanz, unsere wunderschönen Späts und geliebten Lost Places, ohne die originellsten Junkies aller Zeiten und vor allem ohne den immer gut gelaunten Radio-Jens machen?

Es würde uns das Herz aus dem Leibe reißen, wenn wir all das und noch viel mehr aufgeben müssten, um seelenruhig und ohne Umstände in Halle zu studieren. Dann lieber jeden Tag drei Stunden Bahn fahren und übermüdet zuhause ankommen. Denn Daheeme ist, wo das Sterni auf dich wartet.

*Text: Lea Albert
Illustration: Katja Elena Karras*

- Ihr seid damit ganz und gar nicht d'accord? Schreibt uns, was Ihr darüber denkt: redaktion@hastuzzeit.de

LGBT-Aktivismus in Halle

Die Ehe für alle findet nach Jahrzehntelangem Ringen endlich ihren rechtmäßigen Platz im deutschen Grundgesetz. Was das für Auswirkungen mit sich trägt und welche weiteren Neuigkeiten es in der deutschen LGBT-Community gibt, wurde beim alljährlichen interdisziplinären Fachaustausch »Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt – Update 2017« thematisiert. Dieser wurde vom Begegnungs- und Beratungs-Zentrum »lebensart« e.V. geplant und durchgeführt.

Angefangen hat die Veranstaltung mit einer stürmischen These des an der Hochschule Merseburg tätigen Sexualwissenschaftlers Prof. Dr. Heinz-Jürgen Voß: »Durch rechte Normierungen gerät geschlechtlich-sexuelle Vielfalt unter Druck und unterliegt neuen Restriktionen.« Dies bleibt nicht unbegründet. Mit dem Positionspapier »Magdeburger Erklärung zur Frühsexualisierung« der AfD von 2016 werde für das Land Sachsen-Anhalt eine frühe Aufklärung über geschlechtliche Identitäten und alternative Familienformen bei Kindern von der Partei strikt abgelehnt. Diese Forderungen wiegen besonders schwer, da das Dokument ein enormes Medienecho erhalten hat und die Partei zweitstärkste Kraft in Sachsen-Anhalt ist – somit einen entsprechend starken Einfluss auf die landeseiginen Bildungsstädte besitze.

»Heteronormative Matrix« war eine Wortkonstruktion, die man bei Prof. Dr. Voß mehrmals für die Beschreibung von pluralisierten Lebensverhältnissen wiedergefunden hat. So sei es ein Zug unserer modernen Gesellschaft, abweichende

Lebensstrukturen zu normalisieren. Für die Öffnung der Homo-Ehe bedeutet das aus gesellschaftskritischer Sicht, dass gleichgeschlechtliche Partner, die sich für eine Vermählung entschieden, eine höhere Toleranz erfahren würden. Das Gleiche gelte für die Adoption von Kindern, welche ebenfalls leichter zugänglich für ein gleichgeschlechtliches Ehepaar gestaltet wurde. Eine Lebengemeinschaft mit Kindern stellt das ideale Familienmodell dar. So seien zwei verheiratete Väter oder Mütter, die sich jenem traditionellen Modell beugen würden, weniger Diskriminierung ausgesetzt.

Auf Basis des Vortrages lässt sich sagen, dass noch immer ein hohes

Begegnungs- und Beratungszentrum »lebensart« e.V.

Der Verein existiert bereits seit 27 Jahren. Er verfolgt das Ziel, in Richtung einer offeneren Gesellschaft Diskriminierung gegen sexuelle und geschlechtliche Minderheiten abzubauen und durch Aufklärung vorzubeugen. Dafür leisten die dortigen Mitarbeiter Aufklärungsarbeit an Bildungseinrichtungen, bereits beginnend an Grundschulen.

Zugleich ist das BBZ ein Fachzentrum. Die Kerninhalte beziehen sich neben der Aufklärungsarbeit auf die Beratung. Diese kann auf Wunsch telefonisch, persönlich oder per E-Mail zu allen offenen Fragen und Problemen des eigenen Geschlechtsempfindens oder der sexuellen Orientierung

stattfinden. Auch Regenbogenfamilien können sich an das Begegnungs- und Beratungszentrum wenden.

Vor Ort, genauer in der Beesener Straße 6, finden interessierte Fachinformationen in der hauseigenen Bibliothek in Form von Broschüren und Büchern zum Ausleihen. Auch der Internetauftritt hat einiges zu bieten. Unter www.bbz-lebensart.de hat man bereits umfangreichen Zugang zu themenspezifischen Wissen, welches ständig ausgebaut wird. Das vereinseigene Quartalsblatt informiert über interne Neuigkeiten und nimmt Stellung zu gesellschaftspolitischen Entwicklungen. Wer direkten Kontakt zu Gleichgesinnten sucht, kann unkompliziert bei einem der wöchentlichen Gruppentreffen (zum Beispiel den »Queerulanten«) vorbeischauen.

Regelmäßig werden Lesungen, Filmabende und Tagungen veranstaltet. Der allseits bekannte Christopher Street Day in Halle (Saale) geht ebenfalls auf die Organisation des Vereins zurück.

Entwicklungspotential besteht, regional wie auch gesamtgesellschaftlich. Neue gesetzliche Regelungen, die einen erhöhten Handlungsspielraum für eine heterogene Gesellschaft ermöglichen, ändern diesen Umstand nicht.

»inter/divers« als dritte Option

Diese Neuerung geht auf den Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 10. Oktober 2017 zurück. Eine intersexuelle Person, welche sich biologisch gesehen nicht eindeutig dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zuordnen lässt, hat sich für die Realisierung des dritten Geschlechtseintrages »inter/divers« durch die Instanzen geklagt. Zuvor gab es bei intersexuellen Neugeborenen, die Geschlechtervarianten im Genitalbereich aufwiesen, seit 2013 die Möglichkeit, den Eintrag auszulassen. Dem Bund bleibt bis Ende nächsten Jahres Zeit, das Gesetz entsprechend zu novellieren. Dies wird weitreichende Folgen für Behörden, den Arbeitsmarkt und formelle Anreden im Allgemeinen haben. Beispielsweise wird die gängige Abkürzung »m/w« in Jobanzeigen um ein »d« für »divers« ergänzt werden müssen.

Der Biologe Simon Zobel informierte über Intergeschlechtlichkeit und ihre Probleme. Diagnostiziert werde ein intersexueller Mensch in der Regel bei der Geburt durch das Auftreten einer Genitalvariante, während der Pubertät durch hormonelle Diskrepanzen oder im Erwachsenenalter aufgrund von Sterilität. Betroffene Personen seien jedoch meist völlig gesund. Das Gesetz solle allem voran bewirken, dass Intersexuelle mehr Selbstbestimmung erhalten. In der Vergangenheit stellten medizinisch angleichende Maßnahmen im Säuglings- und Kindesalter, ohne die informierte Zustimmung jener Personen und ohne Wissen über ihre tatsächliche Geschlechtsidentität, einen untragbaren Eingriff in das Menschenrecht und die körperliche Unversehrtheit dar. Demnach gab es in den letzten 60 Jahren, dem Zeitalter der erkenntnis-theoretischen und expandierenden Chirurgie, entsprechende Probleme.

Transsexualität als Persönlichkeits- und Verhaltensstörung

Auch bei dem Thema trans* hat sich im Jahr 2017 einiges getan. Updates über die wichtigsten Änderungen gab Johannes Hamm, Berater für trans*-bezogene Themen in Berlin. Derzeit werde eine Entpathologisierung des Status »Transsexuell« angestrebt. Diese Begrifflichkeit sei im Katalog der Welt Gesundheitsorganisation noch immer laut ICD-10 unter dem Kapitel der Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen wiederzufinden. Mit ihr gehe laut der WHO eine spezifische Symptomatik, wie das dringende Verlangen nach hormoneller und chirurgischer Angleichung, einher.

Mutmaßungen wie diese spiegeln sich im deutschen Transsexuallengesetz (TSG) wieder und resultieren damit in der Begutachtungspflicht betroffener Menschen. Die Antragsteller müssen sich für eine Vornamens- und Personenstandsänderung zwei unabhängigen Gutachten, in denen ihre

Geschlechtszugehörigkeit von Fremden beurteilt wird, unterziehen. Erst wenn die Begutachter der Meinung sind, dass sich die betroffene Person ihre vermeintliche Identität nicht einbildet, wird der Antrag gestattet. Fazit des Referenten: Ein extrem veraltetes Gesetz, welches die Zurechnungsfähigkeit von geistig gesunden Menschen anzweifelt und invalide Eingriffe in ihre persönliche Gedanken- und Gefühlswelt zur Folge hat.

Aufgrund dieser Tatsachen habe sich, laut Hamm, eine interministerielle Arbeitsgruppe des Bundestages Anfang 2017 zusammengefunden und Reformvorschläge für ein neues Gesetz gesammelt. In dessen Vordergrund stehe dabei die Selbstbestimmung von transgeschlechtlichen Personen, die Begutachtungspflicht würde in diesem Zuge entfallen. Dies richte sich nach internationalem Standard, denn auch die WHO wird künftig ein neues Kapitel für Transgeschlechtlichkeit eröffnen. Dieses enthält einen neuen Diagnoseschlüssel, welcher sich nach dem selbst erlebten Geschlecht richte und somit auch nicht-binäre Geschlechteridentitäten inkludieren würde. Zusammengefasst werde die Richtlinie unter dem Namen »Geschlechtsinkongruenz«.

Text: Fiona Hruschka

Foto: BBZ »lebensart« e.V.





von links: Christian Sengewald, Lars Frank, Nils Dreschke, Ines Heinrich-Frank

Kasperle war gestern

Der Hamlet modernisiert? Mit Puppen? Geht das überhaupt? Natürlich geht es, wie das Puppentheater Halle unter Beweis stellt.

Mitten auf der Bühne thront ein dunkler Kubus. Mit schwärzlichem Stoff bespannt gibt dieses Bühnenbild, gefertigt von Angela Baumgart, Einblicke in die Gefängniszelle innerhalb – besser gesagt in das Gemach des Prinzen Hamlet, welches völlig in Schwarz gehalten und spärlich mit futuristischen Möbeln eingerichtet ist. Hier steht eine nackte Pritsche, dort ein Tisch – es wirkt klinisch rein, und so bewegen sich die weißgekleideten Figuren auch wie Fremdkörper im Raum. Man merkt sofort, es wird eine düstere, ja bedrückende Hamlet-Inszenierung, die Regisseur Christoph Werner in dieser Spielzeit am Puppentheater Halle darbietet.

Dabei kommt er mit relativ wenig Puppenspiel aus, was an der Fokussierung des Regisseurs liegt: Das Drama um die jungen, beinahe kindlichen Charaktere wie Hamlet, Ophelia oder Laertes steht im Mittelpunkt. Diese werden folglich durch Gliederpuppen dargestellt, wohingegen die restlichen Rollen von menschlichen DarstellerInnen verkörpert werden. Dabei ist der Sprung ins Hier und Heute gut geglückt; man

kommuniziert via Videokonferenz, spielt Videospiele und trägt Pistolen. Auch an der Sprache ist dies zu erkennen, welche sich zwar am Original orientiert, aber dezent einen modernen Stil einfließen lässt, der sich nahtlos eingliedert.

Einher geht damit auch eine rigorose Kürzung des Originals – der umfangreiche Stoff ist auf satte 90 Minuten zusammengestrichen worden und bedient nur die notwendigsten Schauplätze. In einem Moment wandelt der Geist von Hamlets Vater (Lars Frank) im projizierten Regen, im nächsten hat er seinen Sohn im Würgegriff und flüstert ihm die Rache ein. Gleich darauf pendelt Hamlet (Ines Heinrich-Frank)

zwischen Verzweiflung und Hass, und mittendrin wird Ophelia (Ivana Sajevic) in den Wahnsinn getrieben; kurz und gut: ohne sich groß aufzuhalten, strebt man zügig auf das blutige Finale zu.

Dieser fokussierte Zugriff ist eine ansehnliche Leistung, birgt jedoch die Gefahr, Nebenfiguren in einer Eindimensionalität untergehen zu lassen, wie beispielsweise die Rolle des Stiefvaters und nun neuen Königs Claudius (Nils Dreschke).

Leider verliert die Inszenierung spätestens ab der Hälfte ihre Energie. Bildliche Auflockerungen oder Projektionen bleiben hier fast gänzlich aus, und das bloße Sprechtheater bietet keine Abwechslung mehr. Ebenso scheint die Inszenierung an einigen Stellen unsauber ausgearbeitet zu sein. So hören beispielsweise die jugendlichen Charaktere lauten Heavy Metal oder zocken einen Shooter auf der Spieletonsole. Möchte Werner diese Mittel mit dem amokähnlichen Blutbad am Ende verbinden, hantiert er folglich ironisch mit Klischees oder führt er nur inhaltsleere

Provokationen auf? Es lässt sich nicht abschließend sagen, und die Bilder bleiben unbeantwortet im Raum hängen.

Doch am Ende kommt mit dem Tod Ophelias wieder Fahrt auf. Mit Hilfe einer farblichen Videoeinspielung ist ihr Ertrinken deutlich und eindrucksvoll kontrastiert, auf der Projektionsfläche spritzen blutrote Blumen – das Finale naht. Als Videospiel-Contest verpackt bietet es auch eindrückliche Bilder, und man fühlt sich nicht enttäuscht, wenn nach dem großen Morden der Geist von Hamlets Vater den toten Körper seines Sohnes behutsam davonträgt; hier hat die Inszenierung sich wiedergefunden und ist wieder ganz Puppenspiel mit starken Augenblicken. Mehr von diesen wäre schön gewesen, und doch bietet dieser Hamlet Raum zum Staunen und Diskutieren.

Text: Jost Plate

Fotos: Theater, Oper und Orchester GmbH, Falk Wenzel

- Nächste Vorstellungen von »Hamlet, Prinz von Dänemark«:
Donnerstag, 21. Dezember 2017, 20.00 Uhr
Freitag, 22. Dezember 2017, 20.00 Uhr
Freitag, 26. Januar 2018, 20.00 Uhr
Samstag, 27. Januar 2018, 20.00 Uhr
Donnerstag, 01. Februar 2018, 20.00 Uhr
Freitag, 02. Februar 2018, 20.00 Uhr
Donnerstag, 08. Februar 2018, 20.00 Uhr
Freitag, 09. Februar 2018, 20.00 Uhr

von links: Lars Frank, Louise Nowitzki, Nils Dreschke, Ines Heinrich-Frank



Jenseits von Google – Die dunkle Seite des Internets

Rezension: »Darknet – Waffen, Drogen, Whistleblower« von Stefan Mey

Im derzeitigen Internet ist faktisch niemand anonym.

Was ursprünglich der Schritt in ein neues Zeitalter der digitalen Kommunikation war, Personen quer über den Globus kommunizieren ließ und die Gesellschaft ähnlich stark beeinflusste wie die Erfindung des Buchdrucks, ermöglicht heute eine flächendeckende Überwachung, die an düstere Utopien wie »1984« von George Orwell erinnert. Jede Übermittlung von Daten kann aufgrund der IP-Adresse zu ihrem Ursprungsort zurückverfolgt werden. Dass dieses Potenzial der Überwachung nicht nur in der Theorie vorhanden ist, sondern auch praktisch von Regierungen und Geheimdiensten genutzt wird, dürfte jedem seit den Enthüllungen von Edward Snowden bekannt sein.

Nun wirkt es fast schon ironisch, dass der Lichtblick für ein freies und anonymes Internet ein Ort namens »Darknet« ist, mit welchem sich der Autor Stefan Mey beschäftigt.

Der Autor und sein Werk

Stefan Mey stammt ursprünglich aus Halle und geht derzeit seiner Tätigkeit als freier Journalist in Berlin nach. In seinem Buch beschreibt er sehr ausführlich, aber immer verständlich, die einzelnen Aspekte der »dunklen Seite des Internets«. Zugang zum Darknet erhält man nur mittels spezieller Software, wobei die Anonymität der Nutzer im Mittelpunkt steht. Das Thema selbst wurde schon des Öfteren, vor allem von Nachrichtensendern in

Bezug auf illegale Drogen- oder Waffenexporte, aufgegriffen. Es ist jedoch weit entfernt vom Mainstream und der Wahrnehmung der Öffentlichkeit.

Für Neueinsteiger auf dem Gebiet werden zu Beginn recht verständlich die Grundlagen des Darknets beschrieben. Das ist auch wichtig, um reibungslos über Deep Web, .onion-Seiten oder Tor reden zu können. Meist werden Begriffe aber auch im verwendeten Absatz nochmal kurz erklärt. Gleichzeitig hinterfragt Mey einige weitverbreitete Mythen, wie etwa die tatsächliche Größe des Deep Webs, und setzt sie in Relation zu aktuellen Erkenntnissen.



Verlag C.H.Beck, München 2017,
237 Seiten, 15 Euro

lyse des digitalen Marktes werden oft Parallelen zum legalen (offenen) Netz gezogen, seien es Vermarktung, Regulierung oder gängige Bezahlmethoden. Der Leser erhält hier, wie auch an vielen anderen Stellen des Buches, eine facettenreiche Darstellung der Sachverhalte und kann sich seine eigene Meinung bilden. Besonders aufschlussreich ist die Erläuterung der Selbstregulierung auf den illegalen Märkten und das Unterkapitel »Medikamente: die Ethik der Darknet-Apotheken«, in

dem zwei anonyme Darknethändler mit der Frage konfrontiert werden, wie sie ihren illegalen Verkauf von Medikamenten rechtfertigen.

»Das ›böse‹ Darknet – Waffen, Terrorismus und Kinderpornographie«

Hier erläutert Mey die wirklich dunklen Abgründe des anonymen Internets. Am umfangreichsten geht er dabei auf den Anteil der Kinderpornographie ein.

Kurz vorneweg: Wen Nachrichten und mediale Berichterstattung noch nicht abgestumpft haben, könnte hier schnell sprachlos werden. Sobald einem bewusst wird, dass hinter den Zahlen, Beichten und geschilderten Praktiken stets reale Schicksale und minderjährige Opfer stehen, wird dieses Gefühl noch einmal verstärkt. Die Bewältigung dieses doch sehr heiklen Themas gelingt Mey dennoch ausgesprochen gut. Zudem wird auch gezeigt, wie sich Behörden und der restliche Teil des Darknets gegen diese dunkle Szene zur Wehr setzen. Es wird gezeigt, dass dieser Ort im Darknet zwar existiert, gleichzeitig wird aber hinterfragt, welche Rolle das Darknet überhaupt bei der Verbreitung von Missbrauchsabbildungen hat und ob nicht die Erfindung des Internets an sich diese höchst illegale Szene wachsen ließ.

Die andere Seite der Medaille

Als bewusster Kontrast folgen im nächsten Kapitel die positiven »guten Bereiche« des Darknets. Dafür wird zunächst geklärt, wofür das anonyme Internet genutzt wird. Und hier wird schnell ein für das Buch sehr beispielhafter Tonus deutlich: obwohl die Anonymität viele Nutzer zu illegalen Machenschaften verleitet, bietet sie ebenso unterdrückten Menschen, wie Whistleblowern, eine Möglichkeit, ihre Stimme zu erheben. Ein Ort der Freiheit und Gleichheit, ohne Angst vor politischer Verfolgung

oder machthungrigen Konzernen. Die letzte Überschrift des Kapitels endet mit einer doch sehr schönen Aufforderung an alle, die sich über die illegalen Bereiche des Darknets und die geringe Nutzung auf legale Weise beschweren: »Nicht meckern, sondern machen«. Man soll nicht warten, bis das Darknet im größeren Umfang legale Inhalte bietet, sondern selbst welche schaffen.

Vertiefende Gedanken zum Darknet

Obwohl man, um das Buch zu lesen, kein IT-affiner Computer-spezialist sein muss, kommen eben jene im sechsten Kapitel des Buches auf ihre Kosten. Wer sich für die Technologie hinter dem Darknet und besonders dem Tor-Browser interessiert, sollte eventuell dieses Kapitel lesen.

Ein sehr interessanter Teil des Buches folgt, als die Finanzierung des Tor-Projekts (als Grundlage des Darknets) näher betrachtet wird. Hier ergeben sich einige kuriose Widersprüche, welche Mey auf gewohnt hohem Niveau hinterfragt. Dabei werden Kritiker des Darknets ebenso betrachtet wie Befürworter. Zudem greift der Autor die Verantwortung des Staates auf sowie die Frage, ob unsere Gesetze noch den aktuellen Geschehnissen gerecht werden.

Zum Schluss wird es etwas philosophisch. Das letzte Kapitel »Ausblick – Vom dystopischen Internet zu einer Utopie des Darknets« wagt einen Blick in die Zukunft des anonymen Internets. Da das Darknet noch vergleichsweise jung ist, lässt sich natürlich schwer sagen, wie es sich zukünftig entwickeln wird. Wer noch mehr rund um das Darknet und die Hintergründe zum Buch erfahren möchte, erhält im Anhang Interviews, Alternativen zum Darknet und andere Gedanken.

Lohnt sich der Kauf?

Stefan Meys Werk richtet sich nicht nur an Personen mit Vorkenntnissen im IT-Bereich oder dem berüchtigten Darknet selbst. Der Autor versucht, das bislang eher unerschlossene Thema Darknet einer breiten Gruppe an potentiellen Lesern näherzubringen, und das gelingt ihm doch sehr gut. Stets werden Begriffe und Themen erklärt, mit Beispielen, Statistiken und Interviews veranschaulicht, und dies meist noch auf eine angenehm differenzierte Art und Weise. Dadurch kann sich der Leser gut eine Meinung zum polarisierenden Darknet bilden. Da das Buch eine Vielzahl unterschiedlicher Themen bezüglich des anonymen Internets beinhaltet, werden für viele Leser jedoch manche Bereiche des Buches interessanter sein als andere. An einigen Stellen überwiegt eine klar positive

Darstellung des Darknets, dies geschieht jedoch meist im Kontrast zum negativen Bild aus Sicht der Öffentlichkeit, welches nach Mey und anderen zitierten Personen oft fernab von der tatsächlichen Realität ist. Man will die Sicht auf diesen vermeintlich übeln Ort in eine positivere Richtung rücken, ohne dabei die negativen Aspekte zu missachten. Ob diese Darstellung des Darknets also gerechtfertigt sei, ließe sich wohl erst sagen, wenn man jenen Ort einmal

selbst besichtigt. Nicht um sich den Augen des Gesetzes zu entziehen; das ist weder der Sinn der Anonymisierungssoftware noch zu empfehlen, da Täter oft genug, trotz Tor-Browser, ertappt werden. In Zeiten flächendeckender Überwachung ist es gut, Alternativen zum offenen Internet zu haben, und Stefan Mey leistet einen wichtigen Beitrag, diese Technologie der Öffentlichkeit näherzubringen.

»Wenn es also da draußen einmal richtig finster werden sollte, dann könnte das Darknet zu einem wichtigen Ort der politischen Erleuchtung werden.«

Text: Dominik Weiß



Bailey (Tom Hanks)

Zukunft oder Fiktion?

»Etwas zu wissen ist gut, aber alles zu wissen ist besser.« So lautet der Slogan des »Circle« in Buch und Film und wirft damit viele hochaktuelle Fragen nach moralischen Einstellungen in Bezug auf die Datenspeicherung auf. Wird sich das private Leben eines Menschen zukünftig in der Öffentlichkeit abspielen oder ist das nur reine Spekulation?

Der auf dem gleichnamigen Buch basierende Film »The Circle« kam im September 2017 auf die deutschen Kinoleinwände und warf einige ungeklärte Fragen auf. Der Regisseur dieses US-amerikanischen Science-Fiction-Thrillers ist James Ponsoldt, der sich auch für die Produktion und das Drehbuch verantwortlich sah. Der Film handelt von der jungen Mae Holland (Emma Watson), die einen neuen Job in einem weltweit angesehenen Social-Media-Unternehmen ergattert. Der »Circle« ist ein Internetkonzern und arbeitet mit mehr oder weniger legalen Methoden an Technologien, die der Gesellschaft eine bessere Welt ermöglichen sollen. Das Ziel ist es, die User durch

ein allgemeingültiges Passwort virtuell zu verknüpfen und somit vollkommene Transparenz zu schaffen. Mae nimmt die Herausforderung der überwältigenden Umgebung zunächst an, um ihre Eltern finanziell unterstützen zu können, verliert sich jedoch immer mehr in ihr. Als einer der Firmengründer, Eamon Bailey (Tom Hanks), das Modell einer »SeeChange«- Kamera vorstellt, meldet sich Mae nach einem einschneidenden

Erlebnis als erste Probandin und lässt ihr Privatleben live an die Öffentlichkeit übertragen. Dieser Schritt nimmt allerdings nicht den erwarteten Verlauf und lässt Mae schnell die Folgen ihrer Entscheidung spüren. Hinzu kommt, dass der mysteriöse Ty (John Boyega) sie vor den Machenschaften des Unternehmens warnt.

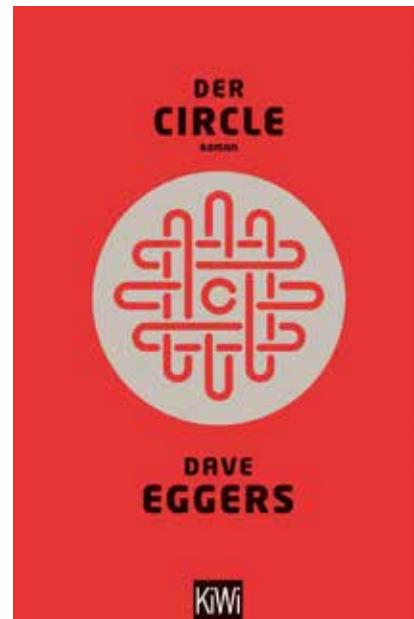
Emma Watson erhielt für ihre schauspielerische Leistung in diesem Film eine Auszeichnung bei den Teen Choice Awards 2017 in der Kategorie Choice Drama Movie Actress. Insgesamt haben auch die meisten anderen Schauspieler des »Circle« überzeugt. Tom Hanks spielt den etwas fanatisch wirkenden Firmenchef mit Leidenschaft, fesselt und verwirrt das Publikum mit seinen Ansichten gleichermaßen. Der einzige Charakter, der bis zum Schluss undurchsichtig bleibt, ist der des Ty. Im Laufe der Geschichte wird zwar klar, wer er ist, aber warum er Mae so schnell vertraut und ihr sein Geheimnis anvertraut, bleibt ungeklärt.

Der Film scheint ein Herzensprojekt von Regisseur James Ponsoldt zu sein. Nachdem er das Buch des Autors Dave Eggers bereits kurz nach dessen Erscheinung 2013 verschlang, setzte er sich gleich mit ihm zusammen, und sie dachten über eine Verfilmung nach. In diesem Jahr war es dann soweit, und die Besucher konnten eine gelungene Fassung zu sehen bekommen. Die Umsetzung der technologisierten Welt, in der sich die Mitarbeiter des »Circle« aufhalten, ist beeindruckend gut gelungen. Die Abstraktheit des Lebens lässt sich leicht anhand einzigartig ausgestatteter Arbeitsplätze, eigener Wohnungen, extravaganter Partys und Angeboten wie Hundeyoga erkennen und bringt den Zuschauer zum Staunen. Die Aktivitäten finden alle auf dem Gelände des Unternehmens statt, sodass die Mitarbeiter es sogar an Wochenenden nicht verlassen müssten. Auch Mae lebt bald in dieser flächenmäßig kleinen und virtuell gesehen verlockend großen Blase ihrer eigenen Realität. Außer den seltenen werdenden Besuchen bei ihren Eltern steht sie mit der Außenwelt nur noch via Internet und der »SeeChange«-Kamera in Kontakt. Die visuellen Effekte, die vor allen Dingen dem Publikum die Kommentare aus dem Internet zugänglich machen, sind sehr gut umgesetzt. Die Flut an Eindrücken lässt dem Publikum kaum Zeit, alle Informationen aufzunehmen, allerdings wird ihm dadurch die Spannweite der Äußerungen zu einem einzigen Thema erst bewusst.

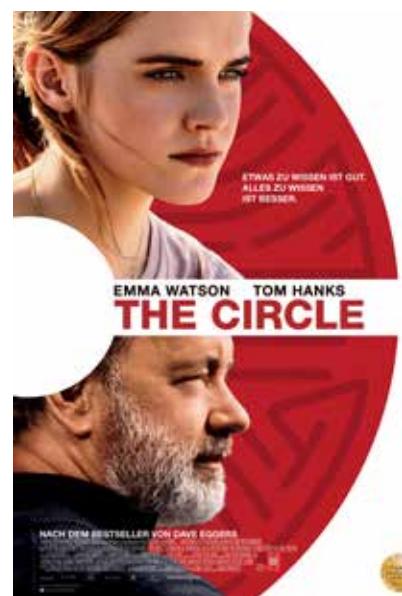
Der Film ist psychologisch in mancher Hinsicht nicht ausreichend vertieft, da der Zuschauer zum Beispiel keine Einsicht in die Hintergründe von Maes Handlungen hat. Dennoch lädt er zu vielen Debatten über die Schwierigkeiten mit neuer Technologie ein und stößt verschiedene Denkrichtungen an.

Was ist heute schon Realität?

In dem dystopischen Film werden verschiedene Bereiche erwähnt, in denen Technik zu einer Wandlung des jeweiligen Systems führen könnte oder dies bereits tut. In erster Linie wird sie natürlich genutzt, um die Kommunikation zu erleichtern und die Welt durch Digitalisierung zu verbinden. Das ist aber noch lange nicht alles, was heutzutage schon möglich ist.



Aus dem Amerikanischen von
Ulrike Wasel und Klaus Timmermann
KiWi-Taschenbuch, Köln 2015
560 Seiten, 10,99 EUR



Regie: James Ponsoldt
USA 2017, 110 min
Universum Film
Ab 26.1.2018 auf DVD und BluRay



Die Gründer des Circles Tom Stenton (Patton Oswalt) und Eamon Bailey (Tom Hanks) führen Mae (Emma Watson) in ihre Ideologien ein.

In einer Szene schluckt Mae einen winzig kleinen Chip, der Daten über ihren Gesundheitszustand an einen Computer sendet, indem er unter anderem ihren Blutdruck misst. Falls der Chip bei einem dauerhaft Erkrankten veränderte Werte wahrnehmen würde, könnte dem Patienten noch vor einem Ernstfall geholfen und somit das Risiko eines Vorfalls gesenkt werden. Eine Revolution im Gesundheitswesen wäre die Folge einer Umsetzung.

Dieser Revolution wird schon jetzt der Weg bereitet. Neben den bekannten Fitness-Armbändern, die den Stresspegel messen, und anderen digitalen Messgeräten, die Körperfunktionen überwachen und bei Unregelmäßigkeiten Alarm schlagen, liefert der Health-Tracker aus den Niederlanden Daten über den Blutdruck und Herzrhythmusstörungen, die eine mögliche Krankheit verursachen könnten. Anders als die vorherigen Modelle ist der Tracker ein

rein medizinisches Gerät. Es soll Diabetes diagnostizieren und Epileptiker vor Anfällen warnen, um so die Lebensqualität der Patienten zu verbessern. Das Infrarotlicht am Tracker kann außerdem den Blutstau messen und somit den Herzschlag überprüfen, um etwas über den Zustand des vegetativen Nervensystems aussagen zu können. Um noch weiter zu gehen, plant Google Teilchen in Nanometer-Größe mit bestimmten Antikörpern zu verbinden und in den Blutkreislauf zu bringen. Dort sollen sie sich an Moleküle heften, die auf Krebserkrankungen oder Herzschwierigkeiten hinweisen, und das damit verbundene Armband gibt daraufhin Signale ab. Dieser Trend ist aber weiterhin in der Entwicklung und lässt noch einige Zeit auf sich warten. Die Zukunftsvision von Mark Zuckerberg ist es, schon in zehn Jahren Gehirnströme in Schrift verwandeln zu können, das heißt übersetzt: Gedanken lesen zu können.

Ein weiterer Punkt ist die Senkung der Kriminalitätsraten. Im Film versucht Mae eine flüchtige Gefangene zu stellen. Durch das Internet und mithilfe von Usern des »Circle«-Portals auf der ganzen Welt schafft sie es, den Standort der Ausreißerin zu ermitteln. Kaum vorzustellen, dass es in der Realität funktionieren könnte, einen Verbrecher vor seiner ersten oder einer weiteren Tat zu ertappen. Allerdings ist diese Idee ganz und gar nicht neu. Das sogenannte Pre-Crime wird in München sogar schon angewandt. Dort gibt es ein Programm, das mithilfe

von Algorithmen potentiell gefährdete Stadtteile errechnet. An den kritischen Standorten fährt die Polizei vermehrt auf Streife, und Täter können im besten Fall, beispielsweise während eines Einbruches, gestellt werden. Es geht aber noch besser. Durch das Sammeln und Handeln mit persönlichen Daten, wie es auch Facebook und Co. tun, wurde in Chicago eine »Heat List« erstellt. Die Liste gibt ein aktuelles Ranking potentieller Täter wieder, deren Verhalten kontrolliert wird. Wenn man die »falschen« Freunde hat, aus der »falschen« Umgebung stammt und den »falschen« Beruf oder Ausbildungsstand hat, kann jemand, ohne eine Tat begangen zu haben, auf der Liste landen. Schwierig bis fast unmöglich ist es jedoch, wieder von der »Heat List« zu verschwinden. Daher ist es fragwürdig, ob das Konzept nicht zu weit in die Privatsphäre der Menschen eingreift und mehr Schaden anrichtet, statt Straftaten vorzubeugen.

Selbst das kleinste Eingreifen in die Privatsphäre hat Auswirkungen auf den Verlauf einer Situation und schlimmstens das Leben eines Menschen. In den Medien wird zunehmend von Gaffern berichtet, die zum Teil sogar Unfallopfer filmen und die Videos auch noch im Internet verbreiten. Es ist von Autos die Rede, die aus Neugierde die Rettungsgassen sperren und den Verletzten die schnellstmöglich benötigte Versorgung verwehren. Dies wird als Straftat gewertet.

Eine ähnliche Respektlosigkeit und Verletzung der Würde eines Menschen wird im Film in einer sehr abgeschwächten Form gezeigt. In einer Szene filmt Mitmenschen einen Streit

zwischen Mae und ihrem Exfreund Mercer (Ellar Coltrane), der dann im Netz zu finden ist, was wiederum die soziale Beziehung zwischen Mae und Mercer negativ beeinflusst.

Transparenz durch totale Überwachung ist das Ziel des »Circle«. Dies soll unter dem Vorwand der Demokratie und der Bekämpfung von Verbrechen geschehen. Der Charakter Bailey verkauft die »SeeChange«-Kamera zudem als Hilfsmittel, mit dem man die Welt durch die Augen anderer wahrnehmen und Erlebnisse auf diese Weise teilen kann. Die Idee einer gemeinsam erlebten Welt, in der weniger Kriminalität, mehr Sicherheit und schnellere Gesundheitsvorsorge existieren, scheint grundsätzlich gut zu sein. Doch zu welchem Preis diese Vorstellung umgesetzt werden sollte, muss zunächst jeder für sich selbst herausfinden.

Das Ende des Films lässt dem Zuschauer in jedem Fall sehr viel Spielraum für eigene Interpretationen.

Text: Esna Schirle

Fotos: Universum Film

Mae (Emma Watson) diskutiert mit ihrem Ex-Freund Mercer (Ellar Coltrane) über ihr neues Leben im Circle.



Liebe, Lust und Leidenschaft

Von einer fixen Idee zu einem kompletten Theaterstück – der Regisseur und Autor Christian Heß über die Entwicklung seines Stücks »Hugs and Kisses [xoxo]«, das Gefühl der Liebe und deren Rolle in der heutigen Gesellschaft.

Wie bist du überhaupt zum Sprechtheater gekommen?

Ich habe zum Einen schon immer viel geschrieben und zum Anderen auch schon früh total Spaß am Theater gehabt – auf einer Bühne stehen, etwas spielen, etwas darstellen. Dann hat es sich mit dem Sprechtheater so ergeben, weil ich auch sehr dialoglastig schreibe. Ich komme von Haus aus auch aus keinem künstlerischen Umfeld, deswegen musste ich mich da erstmal reinfinden.

Woher nimmst du die Inspiration, ein solches Stück zu schreiben?

Inspiration kommt eben einfach. Vielleicht bin ich ein aufmerksamer Beobachter, und Kunst hängt viel von Beobachtung ab. Es ist oft so, dass ich im Alltag irgendwelche Situationen erlebe, die mich von der Personenkonstellation her catchen – was einem Menschen so passiert und welche Gefühle dabei rüberkommen. Von diesen Situationen gehe ich dann gerne aus und entwickle sie als Geschichte weiter.

Was ist denn die Geschichte deines Theaterstücks? Es geht vordergründig um Liebe, oder?

Grundsätzlich geht es um Liebe, ich glaube, das kann man so sagen. Ich finde, Liebe entfaltet einen ganz speziellen und tollen Raum zwischen Menschen. Wie diese sich dann öffnen, wie sie merken, wie sie geliebt oder angenommen werden können, dafür, dass sie genau diese Person sind. In dem Moment, in dem du liebst, macht es keinen Unterschied, ob du einen Grund dafür hast, oder ob das jetzt dem entspricht, was du vorhattest – oder was rational geplant war. Man muss wissen, es gibt in meinem Stück ja keine Handlung oder Figuren im eigentlichen Sinne. Es ist eher so ein Konglomerat aus Szenen, die über diesen Komplex Liebe, Bindung, Bindungsangst und Vertrauen miteinander verbunden sind. Ein bisschen wie eine Clipshow vielleicht – die Darstellenden schlüpfen immer in andere Rollen. Dadurch ist schon so viel Raum da, dass Inhalt entstehen kann.

Und das ist auch etwas, das in deinem Stück zur Geltung kommen soll?

Ja, aber ulkigerweise hat dieser Aspekt einen relativ kleinen Redeanteil. In meinem Stück wird unheimlich viel gesprochen, und zwar oft nicht über das eigentliche Problem – es ist ein unheimliches Laberstück. Da werden Dinge verhandelt wie: »Ja, ich liebe dich, aber es wird mir hier zu eng mit dir« – so der Klassiker. Dann natürlich das leidliche Online-Dating. Ich habe da so ein entscheidungsorientiertes Gespräch im Stück

drin. Das ist tatsächlich ein Verfahren aus der Personalauswahl. Das habe ich dann 1:1 auf eine Dating-Situation übertragen. Es ist irre, wie gut das passt! Man kennt ja so Konzepte wie Friendzonen, Freundschaft plus und was es alles so gibt. Alle hetzen sich irgendwie ab, und sobald irgendwas mal Gefühle in dir produziert oder dich einfängt, wird es gefährlich. Denn dann kannst du deinen Plan nicht mehr verfolgen. So kommt es, dass Menschen gar nicht mehr für sich den Raum sehen, sich zu verlieben oder sich auf etwas einzulassen, was einfach nicht vorhersehbar ist.

Wie hat sich diese anfängliche Idee eines Theaterstücks weiterentwickelt bis hin zu der tatsächlichen Umsetzung?

Ich hatte die schöne Situation, dass ich mit einem Freund, der Theater spielt, irgendwann im März im Charles Bronson bei »Kunst gegen Bares« war. Wir vereinbarten spontan: Ich mache ein Stück, und er spielt mit, und das findet innerhalb dieses Jahres noch statt. Das ging dann auch untypisch schnell für mich, dass ich das so runterschrieben habe. Ich habe für die erste Fassung, die eigentlich für meine Begriffe schon spielbar war, drei bis vier Monate gebraucht.

Bei einem anderen Mal »Kunst gegen Bares« bin ich mit Texten aus dem Stück aufgetreten und habe gleichzeitig noch einen Werbeaufruf gemacht, nach dem Motto: »Ich suche noch Darstellende, wenn ihr Lust habt, macht mit!«. Mein Bruder kam auch als Darsteller mit rein, weil ich weiß, was er drauf hat.

Was war dir bei der Umsetzung deines Theaterstücks wichtig?

Ich mache das jetzt ja zum ersten Mal in der Größenordnung, und es gibt

schon Situationen, in denen man natürlich auch an sich zweifelt. Wichtig war mir, dass es nicht zur totalen Freakshow und Satire wird. Also, es ist ein total überdrehter Text, aber ich versuche mit meinen Darstellenden, dass zwischen dem ganzen wirren Gerede auch der Schmerz rüberkommt, der ja da ist. Von Anfang an wollte ich auch, dass wir uns Zeit nehmen, gemeinsam daran zu arbeiten. Ich fände es verarmend für so eine Produktion, wenn einer alles alleine macht. Für mich ist Theater auch so ein Prozess, bei dem ganz viele Menschen etwas zusammen machen. Dadurch entsteht dann irgendwie ein Ganzes, was mehr ist als die Summe seiner Teile. Ich arbeite mit richtig coolen Leuten zusammen, die unheimlich pfiffig sind und auf krasse Ideen kommen – ich habe ja keinen Theatertext geschrieben, der genauso bleiben muss und nicht geändert werden darf. Ich finde, jedes Theaterstück gewinnt dadurch, wenn doch noch einmal so eine Doppelbödigkeit entsteht und etwas doch anders läuft, als man es anfangs vermutet hätte. Ich bin mit dem Gedanken darangegangen, dass es ein Low-Budget-Theaterstück wird. Wir sind ja letztendlich alle Laien, keiner von uns hat Schauspiel oder Regie studiert. Meine Absicht war, dass wir vor allem spielerisch ein gutes Level erreichen, sprich eine gute Qualität, weil ich glaube, dass es für gutes Theater nicht viel mehr braucht.

Wie bist du denn darauf gekommen, das Theaterstück im Hühnermanhattan aufzuführen?

Da hatte ich ziemlich viel Glück und Connections. Durch einen Dichterkreis kenne ich den Betreiber, und dann kam von ihm die Idee: »Wenn du ein Stück machst, kannst du es bei mir aufführen.« Es ist echt eine tolle Location, voll mit Charakter. Er baut da jetzt auch ein Theater rein, das wir dann sogar einweihen dürfen.

Möchtest du mit deinem Stück einen Appell an die Zuschauer richten?

Ich finde es immer doof, wenn man so appellatives Theater macht. Menschen sollen einfach Lust darauf bekommen, sich darüber auszutauschen. Ich möchte Menschen unterhalten, sie aber doch auch dazu anregen, die eigene Position zu reflektieren und sich somit auch anderen anzunähern. Dann glaube ich schon, dass sich viel ändern kann.

Gibt es schon einen Ausblick auf weitere Stücke von dir?

Auf jeden Fall! Klüger wäre es vielleicht, die Premiere abzuwarten. Aber ich habe da noch etwas in der Schublade – eine etwas greifbarere Geschichte mit Handlung, in der es unter anderem um gleichgeschlechtliche Liebe und Helikoptereltern geht. Ich habe schon ziemlich fest vor, dass da noch etwas kommt. Vielleicht nächstes Jahr, jetzt, wo wir auch unsere Schauspielgruppe »Machtschieflage« haben.

*Interview: Karoline Bartmann, Pauline Bier
Foto: Felix Schickel*

- Das Interview fand vor der Premiere statt. Eine Besprechung von »Hugs and Kisses [xoxo]« findet Ihr auf hastuzeit.de





Das Wort zum Wort

Eine vielleicht etwas ambivalente Kolumne über Kommunikation zwischen und mit Menschen. Sie beobachtet und kommentiert. Und vielleicht will sie auch manchmal irgendwie etwas bewegen. Diesmal geht es um Reisen und Abenteuer in Realität und virtuell.

»I'm leaving on a jet plane, don't know when I'll be back again ...«, spielt mein Autoradio den über 50 Jahre alten Klassiker von John Denver in der Version von Peter, Paul and Mary. Passenderweise bin ich auf dem Weg zum Flughafen, und ich denke mir, es ist ein riesiger Luxus, einfach die Zeit und Flexibilität zu haben zu verreisen, ohne genau zu wissen, wann man zurückkommt. Zugegeben werden einem hierbei auch

oftmals Steine in den Weg gelegt; so erlauben einige Länder die Einreise nur, wenn man auch im Besitz eines Rück- oder Weiterreisetickets ist. Schon daran kann das verträumte Nichtwissen »when I'll be back again« schnell scheitern.

Die Reisefreude vor dem Rechner

Reisen ist heute insgesamt, verglichen mit früheren Zeiten, eine ziemlich unkomplizierte Angelegenheit. Das Angebot ist riesig, fast jeden Tag kann man, rein theoretisch, in so ziemlich jede Ecke der Welt aufbrechen. Individualreisen und der sogenannte Abenteuer-Tourismus boomen. Aber worin liegen

die Individualität und das Abenteuer bei einer solchen extern durchgeplanten Reise? Sicher, jeder erlebt jede Reise irgendwie individuell, und es kann ohne Frage auch aufregend sein, neue Dinge zu machen oder zu entdecken – aber wo ist das natürliche Abenteuer des Reisens? Ungeplante Momente und Begegnungen und das Schließen von Bekannt- und Freundschaften können leicht wegfallen, wenn bereits alle Fragen vor Reiseantritt geklärt sind.

Es ist schon verlockend, sich vor allem mithilfe des Internets auf eine Reise vorzubereiten, Highlights zu planen, Busfahrpläne herunterzuladen, Preise zu vergleichen. Keine Frage. Aber wo ist das Abenteuer, beziehungsweise wie viel davon erlebt man vor seinem Bildschirm? Heißt Abenteuer im 21. Jahrhundert, dass man etwas penibel plant oder planen lässt, was man zuvor noch nicht gemacht hat? War Abenteuer nicht mal etwas, das man nicht planen konnte, das einfach auf einen zukam?

Wie viel Abenteuer und wundervolle, höchstindividuelle Momente man vor Ort durch die Planung verpasst, lässt sich nicht abschätzen. Hierbei ist die Voraborganisation allerdings nur ein Faktor, vor Ort geht es weiter: Ohne Frage ersetzen insbesondere digitale Planungshilfen heute viel Kommunikation, gerade auch auf Reisen. Musste man früher Menschen nach dem Weg oder dem richtigen Bus fragen, so liefert heute gern das Smartphone die Antwort, und das bestenfalls auch noch unmissverständlich in unserer präferierten Sprache.

Von Händen und Füßen zu einem Daumen

Kommunikation mit Händen und Füßen aus Mangel an gemeinsamen Sprachkenntnissen? Heute eher Kommunikation mit Händen und Smartphone: übersetzen – fertig. Man muss sich nicht einmal mehr an der mitunter komplizierten Aussprache abmühen, kann man dem Gegenüber doch einfach das Wort in seiner Sprache auf dem Bildschirm zeigen. Und dieser kann auch gleich in dem Programm antworten.

Sicher ist das praktisch, aber für die große Offenheit, die sich viele selbst zuschreiben, spricht das doch irgendwie nicht. Wo es früher Blickkontakt gab, wird heute gemeinsam auf den Bildschirm geschaut; wo man einst Mimik und teils ausladende Gestik einsetzte, tippt und wischt man heute auf wenigen Quadratzentimetern. Engt man sich damit nicht furchtbar ein?

In diesem Zusammenhang werde ich eine Anekdote nicht vergessen, die mein Opa oft und gern zum Besten gab: Als er in den 1930ern als Austauschschüler in England war, fragte er im Restaurant seinen Gastbruder, was »ham and eggs« seien. Daraufhin begann dieser erst zu grunzen und dann zu krähen und entsprechend zu gestikulieren. Ich möchte behaupten, dass heutzutage in mindestens 90 Prozent solcher Situationen der Griff zum Smartphone geht.

Was aber, wenn wir trotzdem mal keine Übersetzung finden für das Wort, das wir gerade brauchen? Bleiben wir beim Beispiel des Restaurants – ich möchte behaupten, es gibt zwei Gruppen: die Abenteurer, die das Unbekannte einfach bestellen, um das Rätsel zu lösen, und die Vorsichtigen, die dann lieber etwas bestellen, das sie kennen.

Lost in Communication

Darüber hinaus bleiben, egal wo man ist, durch die modernen Möglichkeiten digitaler Kommunikation, unsere Lieben zu Hause auch immer potenzielle Gesprächspartner, denen man alles brandaktuell erzählen kann. Und damit fällt dann auch vielleicht das Bedürfnis weg, einem wildfremden Menschen vor Ort einfach zu erzählen, was uns bewegt. So verpasst man unter Umständen wundervolle Freundschaften.

Nicht jede Reise muss ein Abenteuer sein, ein erholsamer Urlaub hat zweifelsohne auch sein Gutes. Aber wenn man nun ein Abenteuer anstrebt, dann sollte man dieses vielleicht nicht auf seinem Smartphone erleben. Sondern mit Menschen sprechen. Die schönen Orte nicht erst auf den Fotos entdecken. Die mobile Wunderwaffe mal nicht als erste Lösung sehen. Denn wer weiß, wie viele Möglichkeiten sie zerstört.

Text: Caroline Büning

Illustration: Katja Elena Karras

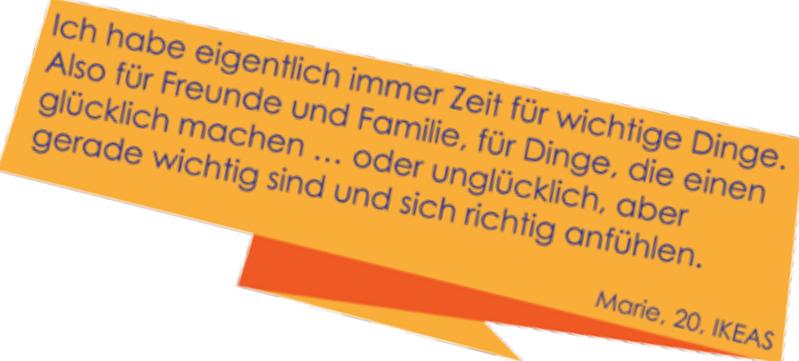


Alles eine Fr

Jeden Tag und auch schon in diesem Heft ordnen wir alles ganz banal, zeitlich getaktet und chronologisch ein. Der Mensch muss in allem eine erklärbare Logik sehen und wenn nicht, dann erfindet er ein System. So auch die Zeit.

Zeit ist allgegenwärtig. Wir planen unser

Leben nach der Uhr und unsere Zeit nach unserem Leben und haben anscheinend nie genug. Das noch umso mehr in der Weihnachtszeit: Gerade jetzt, wo die Tage kürzer werden, die Nächte dunkler und die Wochen immer schneller vorbeiziehen, scheinen wir alle noch weniger Zeit zu haben: der Jahresendstress, die ewige Suche nach dem richtigen Geschenk, die gezwungene Entspanntheit und Harmoniesucht in dieser besonderen



Ich habe eigentlich immer Zeit für wichtige Dinge. Also für Freunde und Familie, für Dinge, die einen glücklich machen ... oder unglücklich, aber gerade wichtig sind und sich richtig anfühlen.

Marie, 20, IKEAS



Not so much, but I can find time.

Olli, 20, Pfeiffer



HAST DU ZEIT?



Ja, warum nicht?

Paul, 22, Erziehungswissenschaften



MORE
TO DO

age der Zeit...

Zeit der Besinnung... Beschwingt eilen wir von Feier mit Plätzchenbacken zu Feier mit Glühweintrinken und – schwups – so schwebt auch der Dezember an uns vorbei. Das letzte Jahr ist wie im Flug vergangen, Weihnachten steht vor der Tür und ein neues Jahr gleich mit – Ticktack, wieder eine Ziffer weiter. Aber ist das

wirklich so oder muss das so sein? Die *hastuzeit* hat nachgeforscht. Deshalb diesmal die gleichnamige Frage an Dich:

Um mehr Dinge zu tun: Ich würde gerne mehr Vorlesungen von anderen Studiengängen anhören, mehr Sport und mehr mit Freunden machen.

Lorenz, 22, Jura

I hope I'll have enough time to reach my goals, but time flies fast. Maybe my task should be trying to catch the time.

Ruben

Für mich nicht. Für andere. Dann würde ich mehr Leute treffen und dann auch eher das zusammen machen, worauf sie Lust haben.

Dane, 20

TIME?
WHAT?

Ruben, 21, Philosophie

Manchmal denk ich mir eher, ich brauche etwas zu tun, Also was Sinnvolles. Nicht so etwas wie Putzen, das kann ich machen, aber es fühlt sich nicht wirklich sinnvoll an.

Paul

Momentan habe ich eher zu viel Zeit. Aufs ganze Leben bezogen ... vielleicht eher zu wenig, denn letztendlich hat man nie genug Zeit in seinem Leben, um all das zu machen, was man gerne machen möchte.

Marie

Man hat nur den Stress, den man sich selbst macht, zum Beispiel beim Geschenkekauf ... Weihnachtszeit ist Zeit mit der Familie.

Dane

I do not believe in Christmas, but I like it because we eat a lot and spend time with the family.

Ella

WEIHNA
= ZEITS

In der Weihnachtszeit genießen wir vor allem die Zeit. Menschen kommen zusammen (zum Beispiel auf den Weihnachtsmärkten), man genießt den Moment. Wir haben also doch Zeit und realisieren nicht, dass man das auch zu anderen Zeiten machen kann als nur zur Weihnachtszeit.

Hung, 23, BWL

Wahrscheinlich hat man in der Weihnachtszeit schon weniger Zeit ... mit dem Geschenksuchstress. Aber das gibt sich nicht viel.

Lorenz

WEIHNACHTSZEIT
STRESS?

Stressig? Nö.

Marie

Meine Mitbewohner freuen sich schon mega auf Weihnachtsplätzchenbacken.
Ich freue mich aufs Kekse essen.

Paul

Interview: Hannah Bramekamp
Grafik: Gregor Borkowski

Nicht vergessen!

Was in den nächsten Wochen wichtig ist
und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat.

Vorher/nachher

Wer sich vor dem Weihnachtsspeck ein gutes Gewissen antrainieren möchte, macht mit dem sehr geselligen Adventslauf sicherlich nicht verkehrt. Am 17. Dezember um 10.00 Uhr im Heidebad.

Sollten Eure guten Vorsätze sogar bis zum 6. Januar reichen, dann bietet das Neujahrsschwimmen eine geeignete Veranstaltung um diese umzusetzen. Geht dafür einfach um 15.00 Uhr ins Heidebad.

- www.facebook.com/HeidebadNietleben/

Besondere Weihnachtsmärkte

- Am 10. Dezember findet von 14.00 bis 17.00 Uhr in der Oper Halle ein Kunstbasar zugunsten von Unicef statt.
- Am 16. und 17. Dezember veranstaltet das Objekt 5 einen Weihnachtsmarkt in der Seebener Straße 5.
- Am 17. Dezember könnt Ihr von 12.00 bis 18.00 Uhr den Adventsmarkt in den Berliner Höfen (Berliner Straße 5–7) besuchen.

Kino

Der Stura-Arbeitskreis »que(er)_einstiegen« führt am 14. Dezember um 19.00 Uhr im La Bim (Töpfertplan 3) den Dokumentarfilm »Vulva 3.0 – Zwischen Tabu und Tuning« vor.

Am gleichen Ort zeigt der Plan 3 e.V. am 21. Dezember ab 20 Uhr Kurzfilme aus dem Festival »Monstronale«. Ebenfalls am 21.12. um 18 Uhr läuft im Puschkino (Kardinal-Albrecht-Straße 6) der Dokumentarfilm »Tomorrow« im Rahmen der studentischen Vorlesungsreihe »Zukunftsfähige Landwirtschaft«. Am selben Tag ab 18.45 Uhr zeigt das Luchskino (Seebener Straße 172) ein Kurzfilmprogramm zum 100. Geburstag von Heinrich Böll.

Einen Weihnachtsüberraschungsfilm hat das Peißnitzhaus (Peißnitzinsel) für den 28. Dezember um 18.00 Uhr angekündigt.

- Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an redaktion@hastuzzeit.de und erklär uns kurz und knackig Dein Projekt!

Alt + Neu = ?

Was Alte Musik um das 16. Jahrhundert und zeitgenössische Musik verbindet, erfährt Ihr auf dem traditionellen Weihnachtskonzert des Chores der Medizinischen Fakultät. Am 15. Dezember um 19.30 Uhr in der Mauerstraße 5.

Eintritt kostenfrei.

- www.facebook.com/events/474563036359352/

Mitjammen

Im Peißnitzhaus wird wieder gejammt! Kommt am 19. Dezember vorbei, um zu lauschen oder noch besser: mitzuwirken! 17.00 Uhr geht's los.

- www.facebook.com/events/1739969372702563/

Adventssingen

Der Universitätschor »Johann Friedrich Reichardt« lädt ein zum jährlichen Adventssingen am 19. Dezember, 18.30 Uhr im Treppenhaus des Löwengebäudes. Um 18.15 Uhr wird der Abend mit stimmungsvoller Bläsermusik auf dem Universitätsplatz eröffnet.

Von der Freiheit zu singen

Ein öffentliches Mikrofon bietet Spielraum für einen gelungenen und heiteren Abend. Wenn auch Ihr Euer musikalisches Talent teilen möchtet, kommt zum Open Mic im Café Ludwig. am 19. Dezember, ab 20.30 Uhr.

- www.facebook.com/Open.Mic.Halle/

Mehr Wohlklang

Für Daheimgebliebene oder Spätabreiser: Die ersten drei Teile des Weihnachtsoratoriums von Johann Sebastian Bach erklingen im Gottesdienst der Marktkirche »Unser Lieben Frauen« am 25. Dezember von 16 bis 18 Uhr.

- www.facebook.com/events/258746977882390/

Populus bedeutet Demos

Die wöchentlich stattfindende Ringvorlesung »Populismus und Demokratie« des Instituts für Politikwissenschaft und Japanologie ist eine Vorlesungsreihe, welche aktuelle Themen diskutiert. Zum Beispiel am 13. Dezember: »Was tun Rechtspopulisten, wenn sie regieren? Erfahrungen aus den nordischen Ländern« von 18.00 Uhr bis 20.00 Uhr im Mel (Hörsaal XV).

- <http://bit.ly/vapopulismus>

Professoren lesen Weihnachtsmärchen

Die Institutsgruppe Politikwissenschaften möchte Euch am 13. Dezember in weihnachtliche Stimmung versetzen. Welche Dozenten und Professoren sich beteiligen, stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest. Los geht's um 20.30 Uhr im Hörsaal 1 am Steintorcampus.

- www.facebook.com/events/1976611652556106/

Jetzt wird's psychologisch

Die Institutsgruppe Psychologie hat eine Vortragsreihe zu verschiedenen Strömungen der Psychotherapie auf die Beine gestellt. Wer mehr erfahren will zum Thema »Psychoanalyse und Tiefenpsychologie«, kann am 13. Dezember um 18.00 Uhr in der Ludwig-Wucherer-Straße 2, Hörsaal IV einem Vortrag des Mitteldeutschen Instituts für Psychoanalyse lauschen. Am 11.1.2018 stellt FamThera e.V. die systemische Therapie vor, und am 17.1. geht es um Hypnotherapie, vorge stellt durch die Milton-Erickson-Gesellschaft.

- www.facebook.com/instituts.gruppe/events

Von Psychologie und Gesellschaftskritik handelt die Vortragsreihe »aufgetaucht« des Alternativen Vorlesungsverzeichnisses. Am 14. Dezember um 19.00 Uhr befasst sich M. Schönwetter mit dem Verhältnis von Psychoanalyse und Kritischer Theorie (Steintorcampus, Hörsaal 2). Christian Küp iatrie kritisiert am 25. Januar die Rolle der Psychiatrie als gesellschaftsstabilisierendes Element (Steintorcampus, studentisch selbstverwalteter Raum).

- <http://aufgetaucht.blogspot.eu/>

καλωσόρισμα!

Griechenland steht dieses Mal im Mittelpunkt des ESN-Länderabends im Welcome-Treff. Euch erwarten Musik, Tanz, ein Wissensquiz sowie Euer Lieblingsgericht, sofern Ihr es selbst zubereitet und mitbringt. Am 12. Dezember ab 20 Uhr im Waisenhausring 2.

- www.facebook.com/esnhalle/

Yellow from the egg

Am 13. Dezember findet der regelmäßig ausgetragene Sprachenabend im Welcome-Treff (Waisenhausring 2) statt. Hier erhaltet Ihr die Möglichkeit, Euch mit anderen Menschen auszutauschen, um Eure Sprachkenntnisse zu verbessern oder andere Kulturen kennenzulernen. Ach ja, Spaß ist auch dabei.

- www.facebook.com/welcometreff/

Nachhal(l)tig?

Bio – Masse statt Klasse? Eine Diskussion mit Jobst Jungehülsing vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft, Klaus Feick vom Landesvorstand Bioland Ost sowie Jan Wittenberg, einem Bioland-Mitglied und Landwirt. Gastgeber ist die Studentische Förderinitiative e.V. Am 14. Dezember um 19 Uhr im Audimax.

- www.facebook.com/zulawihalle/

Lagebild: Türkei

Am Dienstag, 9. Januar 2018, um 18.00 Uhr spricht Dr. Nike Bätzner, Professorin für Kunstgeschichte an der Burg, über den Austausch mit der Türkei in Zusammenhang mit den derzeitigen politischen Veränderungen. Raum 103/104, Villa, Campus Design.

- www.facebook.com/burghalle/

Echt stark

Starke Menschen präsentieren sich bei der Strongman Challenge 2018. Am 14. Januar ab 10 Uhr geht's los mit »Yoke Overhead Press«, »Farmers Walks« und mehr im Studifit in der Mansfelder Straße 15.

- www.facebook.com/events/172239093367010

Des Rätsels Lösung

Auf das Lösungswort BETONKLOTZ konntet Ihr kommen, wenn Ihr im Heft 74 beim Städterätsel die folgenden Orte gefunden habt:

1. DUISBURG
2. MANNHEIM
3. TRIER
4. ROSENHEIM
5. SANGERHAUSEN
6. ROSTOCK
7. FLENSBURG
8. KONSTANZ
9. CHEMNITZ
10. GÖRLITZ



gefördert vom Studierendenrat der MLU

US-Animations-Rätsel

Wir suchen nur die englischen Originaltitel der Serien (ab 2010). Sonderzeichen und Leerzeichen sind zu ignorieren, alle Wörter werden hintereinander geschrieben.

1. Die Serie wurde 2014 auf Cartoon Network veröffentlicht. Die beiden Halbbrüder Wirt und Greg klettern an Halloween über eine Friedhofsmauer und erleben im dahinterliegenden Wald allerlei Abenteuer.

2. Die Mutterserie lief von 2005 bis 2008 derartig erfolgreich auf Nickelodeon, dass der Sender ab 2012 bis 2014 eine Fortsetzung produzierte. Beinahe wäre es dazu nicht gekommen, da Nick zu Anfang von einer weiblichen Protagonistin alles andere als begeistert war.

3. Die Serie, die 2013 beim Sender Adult Swim Premiere feierte, wird von Justin Roiland, der beide

Hauptcharaktere synchronisiert, und Comedystenie Dan Harmon geschrieben und produziert.

4. Diese Serie füllt seit 2011 die Lücke zwischen Simpsons und Family Guy. H. Jon Benjamin lebt nicht nur hier dem Protagonisten seine Stimme, sondern verkörpert auch »Archer« in der gleichnamigen Serie.

5. Alex Hirsch zeigte uns von 2012 bis 2016, dass man trotz strenger Zensurregeln eine spannende Serie auf dem US Disney Channel entwickeln kann. Inspiriert von Mysterien und seine Zwillingsschwester Ariel setzte er in zwei Staffeln sein Meisterwerk um.

6. Begonnen hat die noch nicht einmal dreißigjährige Rebecca Sugar ihre Karriere bei der Serie aus Frage 8 und ist bereits jetzt dabei, diese zu übertreffen. Seit 2013 hat sie als erste Frau in der 25 jährigen Geschichte des Senders Cartoon Network ihre eigene Serie bekommen, die mit ihren Thematiken, dem Storytelling und Charakterdesign neue Maßstäbe setzt.

7. Es ist die erste Animationsserie des Senders Netflix, welche es seit 2014 bereits auf vier Staffeln gebracht hat. Besonderes Merkmal sind neben dem bitterschwarzen Humor die anthropomorphen Tiermenschen, die die Serie bevölkern.

8. Pendleton Ward trat 2010 mit seiner Serie die Welle eines neuen Cartoonzeitalters los. Mit über 252 Episoden in acht Staffeln ist sie einer der erfolgreichsten Formate für Cartoon Network.

